

REZENSIONEN

WIENER SLAVISTISCHES JAHRBUCH, Band 57/2011, 225–296
© 2011 by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums, Doktoratskolleg Galizien (Hrsg.), Innsbruck (Studienverlag) 2010, 232 S.

Galizien, das historische Land Mittel- bzw. Osteuropas, ist längst zum Modellfall eines bunten Völkergemischs geworden: Schon im Mittelalter lebten hier verschiedene Ethnien zusammen – Russinen (Vorfahrer der Ukrainer, in österreichischer Tradition „Ruthenen“ genannt), Juden, Polen, Deutschen, Armenier – um nur die wichtigsten zu nennen. Die erste Blütezeit hatte Galizien im 16. und 17. Jahrhundert, als die Region zu einem bedeutenden Transitraum im Rahmen des Königreichs Polen wurde. Nach der ersten Teilung Polens 1772 übernahmen die Habsburger das marginalisierte Gebiet. Dadurch entstand eine neue Provinz der österreichischen Reichshälfte der Monarchie, das „Königreich Galizien und Lodomerien“. Der verhältnismäßig kleine Raum wurde mit der Zeit zum Ort komplexer administrativer Peripetien und politischer Kataklysmen. Nach dem Zerfall der Habsburger Monarchie verschwand Galizien als politisch-administrative Einheit von den Karten Europas, sein multikulturelles Erbe zeigte aber eine enorm hohe Produktivität: die gesamtgalizische geistige Hinterlassenschaft wirkte im Laufe des 20. Jahrhunderts nach und bekam eine neue Ausrichtung: In der Zeit der Globalisierung, der Aufhebung der Blockbildung und der Verschiebung von Zentraleuropa nach Osten hin ist das historische Galizien als ein prototypisches Beispiel für das heutige Europa relevant geworden. Schon während der politischen Wende der 1980-er und 1990-er Jahre wurde es zum attraktiven Forschungsgegenstand für mehrere Fachrichtungen, die es im Rahmen der einzelnen Disziplinen analysierten. Galizische Geschichte, Kultur(en), Literatur(en) und Sprachen, die eigene narrative Ausgestaltungen hatten, wurden aber meistens innerhalb der nationalen Paradigmata behandelt: Polnische, ukrainische, jüdische und österreichische Aspekte des Kulturphänomens Galizien betrachtete man entsprechend jeder galizischen „Teilkultur“, seine Geschichte gestaltete man entsprechend den nationalen Historiographien. Als eine der ersten alternativen Zugänge zur Erforschung dieses multikulturellen Phänomens ist an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen und der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien im November 2006 das Doktoratskolleg „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe“ eingerichtet worden. Die DoktorandInnen aus verschiedenen Ländern und aus verschiedenen Disziplinen erforschen Galizien unter unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven. Der Band *Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums*, wurde zur ersten Buchpublikation, die aus dem Doktoratskolleg hervorgeht.

Der Band umfasst ein Vorwort, eine Einleitung und elf Beiträge. Dabei dominiert die Sicht der Historiker: Sechs Beiträge sind geschichtlichen, zwei sprachwissenschaftlichen und drei literaturwissenschaftlichen Fragen gewidmet. Den Neuorientierungen in den Geisteswissenschaften entsprechend wird die Auseinandersetzung mit dem multikulturellen Phänomen Galizien im Rahmen des kulturwissenschaftlichen Diskurses geführt. So verwandelt sich das

historische Galizien, wie Andreas Kappeler im Vorwort zum Band betont, in ein „Experimentierfeld“ für neue Ansätze. Die Autoren der Beiträge bemühen sich, nicht mehr mit nationalen Kategorien zu arbeiten, sondern Galizien als einen hybriden Raum zu betrachten, was ihnen meistens auch gelingt.

Die Reihe der Beiträge eröffnet der Aufsatz *Figurationen der Akademia. Galizische Universitäten zwischen Imperialismus und multiple Nationalismus* von Jan Surman. Die Untersuchung der Geschichte der beiden galizischen Universitäten (in Lemberg und Krakau) wird von ihm im Spannungsfeld zwischen Kulturimperialismus und Staatsloyalität, zwischen Machtanspruch des Eigenen und der heterogenen Wirklichkeit positioniert. Die Geschichtsschreibung wird hier mit der Wissenschaftsgeschichte und der Schule der *intellectual history* verbunden – ein Verfahren, das dem Forscher gestattet, die Geschichte der Universitäten in einen Schauplatz der nationalen Konstruktion und ihrer Gegenbewegung, der Dekonstruktion, zu verwandeln. Die Analyse basiert auf einem institutionstheoretischen Zugang. Die Hochschulen und die Wissenschaften werden als Dispositive betrachtet; die angesprochenen Momente werden dabei in ihrem jeweiligen Machtzusammenhang verortet, um den Zusammenhang zwischen dem symbolischen und politischen Interessengefüge zu deuten. Aufgrund der beeindruckenden Analyse der Quellenmaterialien in deutscher, polnischer und ukrainischer Sprache (Zeitdokumente, Publikationen in der galizischen Presse, Archivdokumente) behandelt Surman die deutschsprachige Universität als Pflegestätte der Sprachvielfalt und projiziert diese These auf Galizien zur Zeit des Neoabsolutismus. Er behandelt die Debatten um eine polnischsprachige Universität 1860 und definiert die Universität als nationale Waffe und nationalen Kampfplatz in Lemberg um 1900. Bei der Erörterung der Frage, wie weit Wissenschaft der Nation dient, werden Universitäten als historiographische Mythen betrachtet. Die Bemerkung, dass die Tradition der Darstellung Lembergs und seiner Universität als Ursprung der ukrainischen Nation sich in neueren Arbeiten zur nationalen Emanzipation der Ukrainer wiederholt, deutet die Möglichkeit einer zukünftigen Auseinandersetzung mit diesen Problemen an. Die Analyse der Bezeichnung Galiziens als universelles Piemont (der Polen und der Ukrainer) gestattet Jan Surman die Schlussfolgerung, dass die nationale Indienstnahme zugunsten der Traditionsbildung durch die moderne Historiographie den historischen Verlauf auf seinen Ausgang reduziert und die heterogene ideologische wie ethnische bzw. nationale Konstellation zugunsten mythologisiert, dem nationalen Denken untergeordneter Bilder mischt.

Unter etwas anderem Blickwinkel nähert sich Galizien Klemens Kaps. In seinem Beitrag *Peripherisierung der Ökonomie, Ethnisierung der Gesellschaft: Galizien zwischen äußerem und innerem Konkurrenzdruck (1856–1914)* liegt der Schwerpunkt auf der postkolonialen Diskursanalyse: Am Beispiel des Hausierhandels werden unterschiedliche Aspekte der wirtschaftlichen Verhältnisse auf der Zentrum-Peripherie-Achse untersucht und Prozesse der Ausbildung und Etablierung ethnokonfessioneller Stereotypen anschaulich gemacht. Dieser Beitrag lässt eine umfassende Kenntnis der Quellen erkennen, insbesondere der Dokumente aus dem Zentralen Staatlichen Historischen Archiv der Ukraine in Lemberg. Um die Projektion makro-ökonomischer Verhältnisse auf lokale Akteure darzustellen, werden entsprechende behördliche Diskurse analysiert und zahlreiche statistische Daten angeführt. Kaps konzentriert sich auf die wirtschaftliche Entwicklung Galiziens in der zweiten Hälfte des 19. Jhs, indem er den Einfluss der zunehmenden Markttransaktionen auf den Absatz von nicht in der Region selbst erzeugten Waren und als Resultat davon die Auswanderung und die Verschärfung der sozialen Konflikte um die Abwicklung des Warenhandels verfolgt. Anhand der Analyse der Entwicklung der Eisenbahnanschlüsse in Galizien werden ökonomische Verdrängungsprozesse behandelt, die zu intensivierten Austauschprozessen zwischen Galizien und Gewerbe- bzw. Industriezentren der böhmischen und österreichischen Länder führten, sowie die interaktive Rolle des Marktes für die in Galizien lebenden ethnischen Gruppen (Juden, Polen und Ruthenen) beschrieben. Am Beispiel des Hausierhandels wird verfolgt, wie der Konflikt um den

Konkurrenzdruck in der Produktionssphäre zu Widerständen gegen die wandernden Warenvermittler zwischen Zentren und Peripherie führte. Dabei belegt das von Klemens Kapp analysierte Material, wie lokale Wirtschaftstreibende im Verband mit den Behörden ihre Interessen gegen eine überregional mobile Händlergruppe zu verteidigen versuchten. Aufgrund der Analyse der legitimatorischen Strategie wird gezeigt, dass in diesem Diskurs entscheidende Institutionen in offiziellen Dokumenten zu antijüdischen Vorurteilen griffen. Der Beitrag bietet eine wertvolle Untersuchung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Galiziens, dabei werden in ihm Themen behandelt, die bislang ungenügend erforscht waren. Aus dieser Perspektive gesehen stellt die Studie eine wichtige Vorarbeit für zukünftige Recherchen dar.

Angélique Leszczawski-Schwerk richtet ihre Aufmerksamkeit auf die *Frauenbewegungen in Galizien um 1900*. Die nationalen Positionen werden dabei kritisch hinterfragt: Als eine neue Herangehensweise wird die Analyse der Frauenbewegungen in Form dynamischer Kommunikationsräume vorgeschlagen. Es geht um die Fragestellung: *Raum zwischen Kooperation und Konfrontation?* Die Studie von Leszczawski-Schwerk ist besonders aktuell, da, wie die Autorin bemerkt, wissenschaftliche Arbeiten, die transnationale Beziehungen untersuchen oder auf der Methode des nationalen historischen Vergleichs beruhen, noch immer unzureichend vorhanden sind. Das bezieht sich auch auf die Erforschung der Frauenbewegung in Galizien. Vom Standpunkt der feministischen Theorien aus werden im Beitrag Räume der Emanzipation von polnischen und ukrainischen Frauen dargestellt. Die Quellen, die Leszczawski-Schwerk heranzieht – polnische und ukrainische Frauenzeitschriften, die im Hinblick auf ihre Rezeption im sozialen Raum Galiziens analysiert werden – sind früher nicht untersucht worden. Aus dieser Perspektive heraus erweist sich diese Studie als besonders innovativ. Es wird im Beitrag vorerst unter dem Blickwinkel der feministischen Theorien die Frage gestellt, inwieweit postkoloniale Zugänge und Raumtheorien auf das Beispiel der Frauenbewegungen in Galizien anwendbar sind. Danach wendet sich Leszczawski-Schwerk der Darstellung und der Analyse des Mikroräumes weiblicher Öffentlichkeit zu, der in einem von Kooperation und/oder Konfrontation geprägten Feld verschiedener Frauenbewegungen eingebettet ist. Die Verfasserin verfolgt das Ziel, das Verhältnis von Differenz, Alterität und Identität in den sprachlichen Selbst- und Fremdbildern der jeweiligen weiblichen Nationalitäten zu analysieren, was ihr infolge der gründlichen Erforschung der vorhandenen Quellen auch gelingt. Die Schlussfolgerung von Leszczawski-Schwerk lautet: „Obwohl der nationale Antagonismus zwischen den Frauenbewegungen in Galizien keine geringe Rolle spielte, konnte er doch temporär überwunden und durch ein gemeinsames Ziel den Zusammenhalt und ein Miteinander im Kampf für die Gleichberechtigung der verschiedenen ethnischen Frauenbewegungen gewährleisten“ (S. 78). Zu diesem Fazit kommt Leszczawski-Schwerk dank der Rekonstruktion der galizischen Frauenbewegungen als Gesamtkonstrukt, wodurch sie einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Frauenbewegungen leistet.

Zu den Autoren, deren Schaffen viel zu wenig erforscht ist, zählt der in Galizien geborene und wirkende Schriftsteller Nathan Samuely. Aus der Perspektive der Kulturtransferforschung schlägt Francisca Solomon eine Neubewertung der Haskala in Galizien vor, indem sie das Leben und Schaffen dieses Schriftstellers darstellt. Da über Nathan Samuely zumeist ausschließlich als Vertreter der Haskala-Bewegung in Galizien geschrieben wird, ist das Anliegen der Vf., sein hebräisch- und deutschsprachiges Werk zu beleuchten, durchaus relevant. Nach einer kurzen Analyse des Werdegangs des Autors und seiner dichterischen Anfänge in hebräischer Sprache sowie der werkimmanenten Tendenzen in seinem Schaffen konzentriert Solomon ihre Aufmerksamkeit auf das Problem des Kulturtransfers von Westen nach Osten und stellt die Frage, wie sich dieser Transfer auf der Mikroebene literarischer Texte, und zwar der deutsch verfassten Ghettoerzählungen von Samuely, zeigt. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf der Interpretation der Figuren-, Gedanken- und Ideenebene der Texte des Autors. Es werden antagonistische Figurenpaare behandelt, die die Dichotomie „West/Ost“, „aufgeklärt/rückständig“ widerspiegeln. Am Beispiel des Werkes und des Wirkens von Nathan Samuely

im Kontext der Haskala schließt Francisca Solomon, dass diese Bewegung in Galizien nur unter Berücksichtigung von zwei Hauptthesen beschrieben werden sollte: erstens, dass sie die Folge eines Kulturtransfers von Westen nach Osten darstellt, und zweitens, dass sich die Haskala in Galizien unter anderen Voraussetzungen und mit anderen Facetten entwickelte als in Wien. Das Thema der Forschung eröffnet neue Perspektiven, insbesondere in Hinsicht auf die hebräischen Schriften des Schriftstellers, dessen Œuvre einen paradigmatischen Platz im Kontext seiner Epoche einnimmt. Das von Francisca Solomon aufgearbeitete Material zur Geschichte der Haskala-Bewegung in Galizien insgesamt und zum hebräisch- und deutschsprachigen Werk von Nathan Samuely insbesondere zeugt von einer Leistung, die hohe Anerkennung verdient.

Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens in Galizien und seiner Hauptstadt Lemberg ist die Studie *To Marry the Other* von Ihor Kosyk zur Geschichte der gemischten Ehen in dieser Provinz der Habsburgermonarchie gewidmet. Der Historiker und Soziologe aus Lemberg wertet die Matrikelbücher aus und analysiert interkonnektionelle Eheschließungen in Lemberg in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Diese Analyse bietet eine der Möglichkeiten der Erforschung von ethnosozialer Distanz im 19. Jahrhundert, die von sozialwissenschaftlichen Zugängen bisher noch nicht ausreichend berücksichtigt wurde. Im Beitrag wird das kanonische und bürgerliche Recht in Bezug auf gemischte Ehen behandelt sowie eine historische Analyse dieser Ehen in Lemberg durchgeführt. Neben der Betrachtung der gemischten Ehen zwischen den Angehörigen der beiden Katholizismen (des griechischen und des römischen) werden die Ehen zwischen den Juden und Nicht-Juden analysiert. Zur Problemstellung gehört weiters die Frage der Verbindung der Mischehen mit dem Konfessionswechsel und den politischen Konflikten in Galizien. So verweist die Analyse, die auf umfangreichem statistischen Material basiert, auf mehrere weitere Fragen zum gesellschaftlichen Zusammenleben in der galizischen Metropole.

Der Beitrag von Natalija Budnikova ist dem Thema *Sprachorientierung der frühen Russophilen anhand von Beispielen aus der galizischen Presse zu Mitte des 19. Jahrhunderts* gewidmet. Es ist ein Versuch, die Frage zu beantworten, wie die Sprache, in der die Texte der bedeutendsten Vertreter dieser Bewegung verfasst wurden (Ivan Hušalevyč, Antin Petruševyč, Antin Mohylnc'kyj, Bohdan Didyc'kyj und Jakiv Holovac'kyj) vor ihrem sprachhistorischen Hintergrund zu bewerten und einzuordnen ist. Die Vf. erforscht die galizisch-ukrainische Presselandschaft in den 1850er Jahren und verfolgt deren dominierende Tendenzen. Dabei stellt sie die Frage, an welchen sprachlichen Konzeptionen sich die Verfasser der Texte orientierten, wie stark die russische und kirchenslawische Grundlage dieser Texte war und welche Rolle dabei die Volkssprache spielte. Es wird betont, dass sich diese Zeitungen und Zeitschriften zu einem Forum entwickelten, in dem u. a. über die verschiedenen Nationalisierungsprozesse in Galizien diskutiert werden konnte. In den Vordergrund trat z. B. die Debatte, auf welcher sprachlichen Basis das Ukrainische bzw. das Ruthenische zu entwickeln sei. Zum Ziel des Artikels wird dementsprechend die Analyse der sprachlichen und inhaltlichen Dimensionen in den Texten der frühen russophilen Intellektuellen (wobei man sich in Bezug auf die zitierten Auszüge wenn schon keine Übersetzung, dann eine Wiedergabe des Inhalts gewünscht hätte). Die Sprache der Texte wird aber gründlich in verschiedenen Bereichen analysiert – der Orthographie bzw. Phonologie, der Morphologie, der Lexik und der Stilistik. Zahlreiche Beispiele verschiedener Gattungen zeigen, dass es in den ersten galizischen Zeitungen keine eindeutige Sprachgestaltung gab und infolge der unterschiedlichen Orientierungen verschiedene Optionen für die Zukunft der ukrainischen Standardsprache geschaffen wurden.

Aus linguistischer Sicht ist auch der Beitrag von Ihor Datsenko geschrieben. Zum Objekt der Erforschung wird hier das *Wörterbuch der Juridisch-politischen Terminologie für die slavischen Sprachen Österreichs*. Im Zentrum des Interesses steht die „Deutsch-ruthenische Separat-Ausgabe“, die gleich nach der tschechischen 1851 in Wien erschien. Dieses Wörterbuch belegt eine wesentliche Etappe in der Konstituierung fachsprachlicher semantischer Struktu-

ren in der ukrainischen Sprache und wird von Datsenko als Index der galizischen Realität betrachtet: Im Wörterbuch finden sich neben der Verwaltungs- und Rechtsterminologie eine Vielzahl von Begriffen aus den Bereichen der Sozialökonomie, des Militärs, der Medizin, der Religion, der Landwirtschaft, der Bildung, sowie abstrakte Wörter, Berufsbezeichnungen und Begriffe für verwandtschaftliche Beziehungen, die bei der linguistischen Analyse nach entsprechenden Gruppen klassifiziert werden. Der Forscher zeigt in seiner Studie, dass das Wörterbuch der *Juridisch-politischen Terminologie* über ein sehr breites semantisches Spektrum verfügt und in verschiedenen Situationen benutzt werden konnte. Die Autoren des *Wörterbuchs* reagierten mittels funktionaler lexikalisch-semantischer Äquivalenzen auf neue Realitäten Galiziens. Dabei war es das allererste seiner Art in der ukrainischen Sprachgeschichte. Ihor Datsenko hebt auch hervor, dass die Bildung der modernen offiziellen ukrainischen Terminologie mit dem Erscheinen des Wörterbuches der *Juridisch-politischen Terminologie* 1851 gerade in Wien einsetzte.

Der Beitrag von Philipp Hofeneder widmet sich dem Thema der *Sprach- und Geschichtsmythen der in Galizien publizierten ruthenischen Geschichtslehrbücher in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Es handelt sich hier konkret um die Produktion der Mythen in der Auseinandersetzung der ruthenischen Einwohner Galiziens mit der eigenen Kultur, Geschichte und Literatur. Der Autor betont vor allem den Mangel der ruthenischen (ukrainischen) Geschichtslehrbücher in Galizien. Er nennt die Ursachen der Verhinderung ihrer Publikation in der Zeit nach der Verfassungsära und konzentriert seine Aufmerksamkeit auf die Texte in Lesebüchern, die bereits vor dem Erscheinen des ersten ukrainischen Geschichtslehrbuchs vorhanden waren und sich der eigenen Geschichte widmen. Dabei wird die Schullektüre in der ruthenischen Sprache gründlich aufgearbeitet, die relevanten Lesebücher werden präzise aufgezählt sowie sprachlich und inhaltlich analysiert. Mit der Hervorhebung der Unterschiede in den Texten der Russophilen und der Narodovci werden divergierende Auffassungen von der eigenen Geschichte durch die unterschiedliche Gewichtung historischer Epochen gezeigt. Die Produktion der Mythen in den in Galizien publizierten ruthenischen Geschichtslese- und Lehrbüchern der erwähnten Periode verbindet Hofeneder mit solchen Begriffen wie „Reinheit“ und „Natürlichkeit“ der eigenen Geschichte, „Künstlichkeit“ und „Unnatürlichkeit“ in der Fremdperspektive (vor allem aus der Perspektive der polnischsprachigen Rezensenten), sowie mit der nationalen Abgrenzung gegenüber der dominierenden Nation. Auf der Ebene der Sprache thematisiert er die Reinheit der Volkssprache im Sinne der Romantik und hebt als weiteren wesentlichen Mythos die vermeintlich mangelhafte und ungenügende Ausdrucksfähigkeit des Ukrainischen hervor. In der Analyse eines Auszuges aus dem in Galizien populären Lesebuch von 1904 („Čytanka“) wird die „Propaganda“ betont, wonach die ukrainische Kulturgeschichte mit europäischen Entwicklungen in Verbindung stünde – eine Vorstellung, die laut Vf. des Beitrages, „so wenig wie möglich dem Galizienbild des 19. Jahrhunderts ähneln sollte, in dem es als ein rückständiges, armes und wohl auch ungebildetes Land gesehen wurde“ (S. 156). Alle angeführten Textauszüge sind aus dem Ukrainischen bzw. Polnischen sinngemäß ins Deutsche übersetzt. Bedauerlicherweise hat der von Hofeneder vorgeschlagene Zugang – die Analyse der einzelnen Zitate ohne Kontextbezüge – dazu geführt, dass es in seinem Beitrag bei der Interpretation der in Galizien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts publizierten ruthenischen Schullektüre und ihrer Rolle bei der Produktion der Mythen über die Geschichte und Kultur der Ukrainer zu einigen Ungenauigkeiten kam. Ähnlich wie die einzelnen Lesebücher aufgezählt werden, sind auch die vielfältigen Mythen ohne Hinweis auf die methodologischen Zugänge zum Begriff „Mythos“ aufgereiht. Im vorliegenden Beitrag kommt es manchmal zur Diskrepanz zwischen einem vom Vf. berücksichtigten Zitat und der konkreten geschichtlichen Situation im Galizien der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie es im Fall der oben angeführten Stelle aus der „Čytanka“ zu verfolgen ist: Der Verweis auf das Zitat über den Sprachunterreicht am von Petro Mohyla 1632 in Kiew gegründeten Kollegium wird in Verbindung mit für den analysierten Zeitraum aktuellen galizischen

Umständen gebracht. Infolge solcher Ungenauigkeiten bei der Anführung der „Dokumente“ wird in der Zusammenfassung des Beitrages die Ideengeschichte der Ukrainer in der Zeit des Ersten Weltkrieges mit etwas entstelltem Blick eingeschätzt, und zwar im Kommentar zu den Ausdrücken „Volk“ und „Nation“ bei Zaklyns'kyj (1915): „Ganz bewusst unterscheidet der Autor in der kurzen Broschüre zwischen den Ausdrücken *Volk* und *Nation*. Im Unterschied zu anderen Völkern sei die Ukraine keine Nation [...]“ (S. 157). Die Konjunktion „або“ (oder), die im Original zwischen den beiden Ausdrücken steht, hat in diesem Fall die Bedeutung „тобо“, „іншими словами“ (nämlich, mit anderen Worten). Demzufolge werden die beiden Begriffe nicht gegenüber-, wie Philipp Hofeneder meint, sondern aneinandergestellt. Die Trennung der Begriffe „Volk“ und „Nation“ war in der ukrainischen Historiographie und Publizistik am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht üblich. So gebraucht z. B. ein anderer ukrainischer Autor, Stepan Rudnyc'kyj, der ähnlich wie Zaklyns'kyj Anfang des 20. Jahrhunderts wirkte und schrieb, in seinen Publikationen den Ausdruck „народ-нація“ (Volk-Nation) mit Bindestrich¹. Die Ungenauigkeiten bei der Deutung der Sprache des Originals führen also zu falschen Schlussfolgerungen.

Die Produktion von Mythen in Galizien verfolgt Simon Hadler am Beispiel der Bedeutung von Geschichte und Gegenwart der Stadt Krakau für die polnische Nation. Im Zentrum der Analyse der *Mythologisierung des urbanen Raumes in Krakau* steht der Topos der „sprechenden Steine“, die von der „meist ruhmvollen und großen Vergangenheit“ (S. 160) Krakaus und Polens künden. Aufgrund der Deutung der Aktivitäten zum Erhalt der historischen Bausubstanz der Stadt verfolgt der Autor, wie die materielle Substanz Krakaus erfolgreich mit nationalen und geschichtlichen Diskursen in Verbindung gebracht wird. Es werden folgende Fragen gestellt: Was bedeutet die Rede von den sprechenden Steinen? Wie verstehen die Menschen das von den Steinen vermeintlich Gesagte? Warum handelt es sich dabei um eine weitgehend homogene Erzählung? Diese Fragen lassen sich laut Verfasser mit Roland Barthes beantworten. Es wird mit Hilfe von Barthes' Texten *Semantik des Objekts* und *Mythen des Alltags* gezeigt, wie der Topos der „sprechenden Steine“ einen Prozess der Mythologisierung widerspiegelt und wie der Zusammenhang zwischen dem urbanen Raum und dem nationalen historischen Narrativ naturalisiert wird. Dabei werden die Steine nicht direkt als Medien verstanden, man nähert sich ihnen über die Rede von der „Stadt als Text“: Es wird nach dem Zeichencharakter der Steine gefragt; der Diskurs der Stadt besteht in diesem Fall aus einer Vielzahl von möglichen Lektüren, das Lesen geht im Rahmen performativer Kommunikationssituationen vor sich. Weiters wird aufgrund der Selektion der städtischen Lektüren gezeigt, wie es zu einem gesellschaftlich relativ homogenen Prozess des Erinnerns kommen kann. Eine der Antworten auf diese Fragen liegt in der Erklärung des mythischen Charakters des Stadt-Images und der Anschaulichkeit der Steine. Anhand einiger Beispiele wird gezeigt, wie die Theorie der Imageproduktion praktisch umgesetzt wurde, wie aus dem urbanen Raum Krakaus durch Selektion und Mythologisierung eine Topographie des nationalen Gedächtnisses entstand. Der Beitrag von Simon Hadler beeindruckt durch die logische Darstellungsweise der Überlegungen und durch überzeugende Schlussfolgerungen und kann als wichtige Studie zum Thema der Rolle des urbanen Raumes und seiner Bedeutung für die Akte des Erinnerns betrachtet werden.

Als Schnittpunkt des Gesamtkonzeptes des Bandes kann man den Beitrag von Martin M. Weinberger über den *Ersten Weltkrieg in Galizien und die topographisch-geschichtskonzeptuellen Strategien im Werk der Marianne Fritz*, als *Gewaltmarsch durch Galizien* betitelt, bezeichnen. Die Studie beeindruckt sowohl durch das Objekt der Erforschung – das umfangreiche und mehrdimensionale Werk von Marianne Fritz über die Geschichte Österreichs bedeu-

¹ Rudnyc'kyj, Stepan: Čomu my chočemo samostijnoji Ukrajinu, L'viv 1994, S. 39.

tet für die österreichische Literatur etwas wesentlich Neues – als auch durch die Fragestellung nach der literarischen Beschreibung Galiziens als Raum, Geschichte und Sprache. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht der *Festungszyklus* von Marianne Fritz, in dem sie über Galizien im Ersten Weltkrieg erzählt. Im Beitrag werden sowohl das historische Erzählen als auch die sprachlichen Strategien der Autorin vom Standpunkt der neuesten kultur- und literaturwissenschaftlichen Zugänge behandelt. Vor allem sind das die topographischen Strategien – Karten, Modelle, Pläne, aber auch historische und fiktive Personen, Konstellationen, Ereignisse und Zitate, mit denen Marianne Fritz Galizien als Kriegsschauplatz erschließt. Weinberger analysiert die einzelnen Romane, die den Zyklus ausmachen, und arbeitet mit solchen Begriffen wie Räumlichkeit, Spiel, Gewalt, sowie mit den Oppositionen Beherrscher versus Beherrschten, Kulturträger versus Kulturalisierten, Zentrum versus Peripherie bzw. Draußen versus Drinnen. Es werden topographische und historische Kontexte der fiktionalen Texte festgestellt, zugleich aber auch die mythische Ebene ins Visier genommen, von der die Gestaltung der fiktionalen Realität bei Fritz betroffen ist. Außerdem verwendet Weinberger bei der analytischen Arbeit mit den Texten die Ansätze der postkolonialen Theorie. Trefflich ist die Lesart des Romans von Marianne Fritz *Dessen Sprache du nicht verstehst* als einer Gegen-Geschichte. Bei der räumlichen Analyse dieses Textes wird dem Montageverfahren und der Quellenarbeit der Autorin viel Aufmerksamkeit geschenkt. Im Beitrag sind Abbildungen des militärischen Kartenmaterials angeführt, und es wird die Rolle des Äquivalenzprinzips und der visuellen Korrespondenzen, zu denen Fritz in ihrem Schreiben greift, kommentiert. Weinberger kommt zur Schlussfolgerung, dass die Schreibweise der österreichischen Autorin im Sinne einer prozessualen Rekonstruktion historischer „Kraftzusammenhänge“ den „habsburgischen Mythos“ in der österreichischen Literatur zerstört. Damit eröffnet er neue Zugänge zu dieser Literatur. Obwohl Weinbergers Studie, dem Werk von Marianne Fritz entsprechend, umfangreich und komplex ist, sind im Beitrag einige Stellen zu finden (S. 173), wo der insgesamt logisch aufgebaute Text abrupt unterbrochen und auf mehrere kleinere Absätze aufgeteilt wird.

Den Band schließt der Beitrag des ukrainischen Germanisten Roman Dubasevych ab: *Über Erinnerung in die Postmoderne: Paradigmen der westukrainischen Literatur nach der Wende*. Den Anstoß zu dieser Untersuchung findet der Verfasser im Buch *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur* von Claudio Magris, und er bemüht sich, diesen Mythos auf das Schaffen der modernen westukrainischen Schriftsteller, bei denen der Topos Galizien in der Zeit nach der politischen Wende einen zentralen Platz einnimmt, zu projizieren. Die habsburgische Vergangenheit wird hier zum Ausgangspunkt einer neuen Identitätsdebatte, die von unterschiedlichen Diskursen inspiriert wurde, von der Bewältigung des alten Sowjetregimes bis zur Mitteleuropa-Diskussion. Die Faszination für die Vergangenheit und die Renaissance des alten Galizien in der Westukraine in den 1980-er und 1990-er Jahren wird von Vf. einerseits als Strategie der kulturellen Dissidenz in direktem Zusammenhang mit dem sowjetischen kulturellen Erbe gestellt, andererseits wird sie durch die Jahrzehnte dauernde Zensur von Geschichtsschreibung und kulturellem Gedächtnis in der jüngeren Vergangenheit erklärt. Dubasevych untersucht die ukrainische Publizistik und das Schaffen der westukrainischen Autoren, die zum sogenannten „Stanislauer Phänomen“ gehören (vor allem Jurij Andruchovyč, Jurij Izdryk und Taras Prochas'ko), und schlägt vor, ihre Texte im Kontext der Neo-Avantgarde zu interpretieren. Dieser Begriff wird von ihm von der Literaturtheoretikerin Tamara Hundorova entliehen, die sich mit der Rezeption der Moderne und Postmoderne im ukrainischen Kontext beschäftigt. Dabei hebt Dubasevych hervor, dass der hybride Charakter der westukrainischen Neo-Avantgarde der neunziger Jahre darin besteht, dass sie Innovation mit der Tradition, eben der Moderne, zu verbinden sucht. Hier zieht er eine Parallele zum Wiener Phantastischen Realismus und stellt eine ähnliche Entwicklung fest. Detailliert wird Taras Prochas'kos Erzählung *Essai de deconstruction* (1995) analysiert, in der Dubasevych mehrere Übereinstimmungen mit den Grundtexten der europäischen Philosophie (Augustinus, Husserl, Eco) findet. Mit Hilfe der intertextuellen Bezüge, vor allem zu Erzäh-

lungen von Bruno Schulz, verfolgt Dubasevych die Rekontextualisierung der ukrainischen Kultur, und zwar die Wiederaufnahme der Moderne, die ihmzufolge im Zeichen der Postmoderne stattfindet. Bei der insgesamt gründlichen wissenschaftlichen Textanalyse auf solider theoretischer Basis weist der Stil des Beitrags passagenweise einige zu emotionell gefärbte Äußerungen bei der Interpretation des Materials auf. Etwas irritierend wirkt leider die Art des Zitierens: Oft werden Zitate im Text des Beitrags nicht entsprechend eingeleitet und man erfährt den Autor dann erst in den Anmerkungen zum Beitrag. Analytierte Textstellen werden dabei in der Originalsprache (ukrainisch, polnisch, russisch) zitiert. Wenn ihre Übersetzung auch in den Anmerkungen zu finden ist so weisen die Endnoten manchmal eine andere Reihenfolge auf als die entsprechenden Stellen im Text selbst.

Abschließend kann man sagen, dass der vorliegende Band, wie auch in der Einleitung zum Buch vermerkt wurde, auf keinen Fall Anspruch auf Vollständigkeit und Eindeutigkeit erhebt. Sein fragmentarischer Charakter entspricht aber dem Objekt der Forschung – Galizien als kulturell hybrider und historisch heterogener Raum. Die einzelnen Studien reflektieren das Hauptanliegen des Doktoratskollegs, sich dem österreichischen Galizien und seinem multikulturellen Erbe multidisziplinär und transnational mit Hilfe neuer kulturwissenschaftlicher Zugänge und komparativer Methoden zu nähern. Auf diese Weise entsteht ein beeindruckendes Mosaik von Perspektiven, Interpretationen und Positionen, die sich wechselseitig erhellen. Obwohl der Verzicht auf eine formelle Vereinheitlichung der Beiträge zu kritisieren wäre, kann man den Band *Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums* als ein gelungenes Beispiel einer gemeinsamen Forschung an einem mehrdimensionalen Gebilde bezeichnen, der einen gewichtigen Baustein für die zukünftige Auseinandersetzung mit Galizien darstellt.

Larissa Cybenko
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 larissa.cybenko@gmail.com

Irena Grek-Pabisowa, Małgorzata Ostrówka, Beata Biesiadowska-Magdiarz, *Język polski na Białorusi Radzieckiej w okresie międzywojennym. Polszczyzna mówiona* (= *Język na pograniczach* 33), Warszawa (Slawistyczny Ośrodek Wydawniczy) 2008, 250 S.; Irena Grek-Pabisowa, Małgorzata Ostrówka, Beata Biesiadowska-Magdiarz, *Język polski na Białorusi Radzieckiej w okresie międzywojennym. Polszczyzna pisana* (= *Język na pograniczach* 35), Warszawa (Slawistyczny Ośrodek Wydawniczy) 2008, 331 S.

Bereits im Jahr 2008 erschienen die beiden genannten Werke am Institut für Slawistik der polnischen Akademie der Wissenschaften als Gemeinschaftsarbeit der drei Autorinnen. Im Folgenden sollen die zwei separat erschienen Bände gemeinsam besprochen werden, die thematisch und inhaltlich als eine größere Einheit aufzufassen sind.¹

¹ Bei direkten Verweisen wird für den Band *Polszczyzna mówiona* das Kürzel I mit der entsprechenden Seitenzahl verwendet, für den Band *Polszczyzna pisana* II.

Seit geraumer Zeit widmet sich das erwähnte Institut der Erforschung polnischer Varietäten außerhalb ethnisch polnisch besiedelter Gebiete, die gemeinhin als *Polszczyzna kresowa* bzw. auf dem Gebiet des heutigen Weißrusslands bzw. Litauens und Lettlands als *Polszczyzna północnokresowa* bekannt sind. Bis dato hat man sich besonders auf die zeitgenössische Situation konzentriert, was vor allem durch die allgemein prekäre Situation des Polnischen in den genannten Gebieten zu rechtfertigen war. Standen anfangs Bestandsaufnahme und weitreichende Feldforschungen im Vordergrund, so ist man mittlerweile vorrangig um eine kritische Sichtung des Materials bemüht und geht etwa intensiver der Frage der regionalen Verteilung einzelner Sprachmerkmale nach (vgl. etwa die Arbeit J. Mędelskas oder A. Zielińskas). Auch wird den bestehenden Verbindungen zum ethnisch polnischen Gebiet nachgegangen (vgl. etwa die Arbeit E. Gołachowskas).

Gleich in mehrerlei Hinsicht stellen sich die hier vorgestellten Arbeiten als ein bedeutender Beitrag im Zusammenhang mit dem oben skizzierten Forschungsfeld dar. Die Existenz des Polnischen bzw. dessen gesellschaftspolitische Verankerung wurde in der Sowjetunion über lange Zeit stark ideologisch gesehen. Nach einer kurzen Phase der Förderung von staatlicher Seite in den 1920er Jahren, die stets realpolitische Hintergründe hatte, kam es spätestens in den 1930er Jahren zu einem rigorosen Kurswechsel. Obwohl es in der Ukraine bereits früher zu einer repressiven, antiukrainischen Politik kam, zeigen sich in diesem Zusammenhang auch zahlreiche Übereinstimmungen.

Diese Maßnahmen der staatlichen Förderung gipfelten in der Gründung autonomer polnischer Gebiete (poln. *polski rejon narodowościowy*), der sog. *Dzieryńszczyzna* bzw. *Kojdanowszczyzna* (1932–1935) in Weißrussland bzw. der *Marchlewszczyzna* (1926–1935) in der Ukraine, die sich unweit der damaligen polnisch-sowjetischen Grenze befanden.

Durch die Teilöffnung ehemals sowjetischer Archive sowie den Fund einiger bedeutender zeitgeschichtlicher Dokumente lässt sich die Geschichte des Polnischen in der Sowjetunion eingehender untersuchen. Zu den besonders wertvollen Texten jener Zeit zählt die beinahe hundert Seiten umfassende Abhandlung *Ze słownictwa i gramatyki języka ludności polskiej na Białorusi* über das Polnische der in Sowjetweißrussland lebenden Polen, die von dem polnischen Kommunisten Czesław Dombroski 1932 veröffentlicht wurde. Bereits die vom Autor selbst gewählte Schreibung seines Namens verweist auf die zu jener Zeit angestrebten umfassenden Korrekturen. So sollte die polnische Orthographie gemäß der kommunistischen Ideologie durch entsprechende Vereinfachungen den breiten Bevölkerungsmassen zugänglich gemacht werden. Diese *uludwienie pisowni polskiej* (II: 41) sollte durch eine größtmögliche Übereinstimmung der geschriebenen mit der gesprochenen Sprache erzielt werden, ganz gemäß dem Motto *jak się mówi, tak się piše* (II: 43). Die damals vielfach erörterten Vorschläge (genauer II: 40–52) im Hinblick auf die Orthographie illustrieren gut das Spannungsfeld, in dem sich die sog. *polski język radziecki* befand. Die Orthographiereform hatte durch die Berücksichtigung einiger Ausspracheformen, die nur für die *polszczyzna północnokresowa* charakteristisch sind, auch eine Regionalisierung zur Folge. Ganz bewusst wurde eine Vereinheitlichung der polnischen Orthographie im Sinne einer gesamt-polnischen Lösung vermieden.

Die erwähnte Arbeit von Dombroski/Dąbrowski bietet zudem die Möglichkeit, gesprochenes Polnisch aus der Zwischenkriegszeit zu untersuchen. Darüber hinaus wurden ergänzend Grabinschriften, die bereits an anderer Stelle untersucht wurden, und die Erzählung *Nadberezyńcy* des 1924 nach Argentinien emigrierten polnischen Schriftstellers F. Czarnyszewicz herangezogen. Schließlich wurden in den Jahren 2005 und 2006 weitere Feldforschungen in Weißrussland durchgeführt.

Für die Untersuchung des geschriebenen Polnisch wurde auf folgende Unterlagen zurückgegriffen: ein umfangreicheres, lange Zeit verschollenes *słownik polsko-białoruski/польска-беларускі слоўнік* aus dem Jahr 1932, polnischsprachige Presse aus der Zwischenkriegszeit,

u. a. *Sztandar komunizmu, Polska Prawda, Młot, Gwiazda Młodzieży* und *Szturmowiec Kojdanowszczyzny/Szturmowiec Dzierżyńszczyzny* sowie stenographische Protokolle.

Die vorgestellten Arbeiten stellen in mehrerlei Hinsicht wichtige Schritte in ihrem Forschungsfeld dar. Gegenüber älteren Arbeiten wird nun nicht mehr nur die Dokumentation bestehender Sprachsituationen forciert. Es lassen sich nun entscheidende Rückschlüsse auf die Zwischenkriegszeit machen. Darüber hinaus wurden erstmalig in diesem Umfang auch gedruckte Arbeiten herangezogen, die sich durch eine starke Ideologisierung auszeichnen. Die Tatsache, dass es gerade in den 1920er Jahren zahlreiche polnische Kommunisten gab, die in die Sowjetunion emigrierten, wurde lange Zeit nicht eingehender behandelt.² Schließlich geben die Autoren einen ersten Überblick über entsprechende Publikationen auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion, etwa der Ukraine und den baltischen Staaten. Bereits an dieser Stelle wäre es von Interesse gewesen, eine deutlichere Unterscheidung im Hinblick auf die jeweiligen Adressaten der einzelnen Zeitungen zu treffen. So gab es zunächst Zeitungen für regionale Belange, die den landwirtschaftlich geprägten Alltag der Bevölkerung behandelten (so etwa die ab 1926 erschienene Zeitschrift *Orka*). Dem standen Zeitungen und Zeitschriften gegenüber, die sich an ein gebildetes Publikum richteten (u. a. *Sztandar komunizmu*). Zweifelsohne wird es bei näherer Betrachtung zwischen diesen unterschiedlichen Texten auch zu einer abweichenden sprachlichen Realisierung gekommen sein. Schließlich wäre es auch von zentraler Bedeutung, ob die untersuchten Zeitungen zentral in Moskau redigiert wurden oder als regionale Erscheinungen zu behandeln sind. So wird zwischen diesen unterschiedlichen Ausprägungen wohl unterschieden (I: 82; „prasa centralna“ vs. „prasa rejonowa“), doch werden daraus keine entsprechenden Rückschlüsse gezogen.

In sprachlicher Hinsicht zeigt sich für den angesprochenen Zeitraum zunächst ein bekanntes Bild. Das gesprochene wie auch das geschriebene Polnisch entspricht dem zu erwartenden Bild der sog. *polszczyzna północnokresowa*. Neben Elementen, die aus polnischen Dialekten bekannt sind, zeichnet sich diese Varietät durch Archaismen, Russismen bzw. Sowjetismen und einige Neologismen aus, die auf dieses Gebiet beschränkt sind. Schließlich ist ein Einfluss weißrussischer Dialekte zu sehen. Darüber hinaus zeigen sich strukturelle Unterschiede zwischen Varietäten unterschiedlicher sozialer Gruppen. Die umfangreiche sprachwissenschaftliche Analyse zeigt die wesentlichen Einflüsse, die zur Entstehung dieser Varietät geführt haben, und zieht dazu die wichtigste Sekundärliteratur heran. Vorrangige Aufgabe sei die „pokazanie cech, które odróżniają tzw. białoruską polszczyznę radziecką od polszczyzny ogólnej“ (II: 32). Weiters wird ausgeführt, dass man auch vor dem Hintergrund des Weißrussischen und Russischen die Besonderheiten dieser Varietät des Polnischen untersuchen will. Im Laufe der Lektüre begnügt man sich jedoch allzu oft damit, einen etwaigen Einfluss des Russischen aufzuzeigen. Jedoch ist zumindest für die Zeit der 1920er Jahre zu konstatieren, dass es sich nicht immer nur um einen Einfluss des Russischen gehandelt haben muss. Gerade die Politik der *korenizacija* hat zumindest anfänglich dazu geführt, dass sowohl ein weißrussischer Standard und auch eine weißrussische Umgangssprache weite Verbreitung gefunden haben.

In den Kommentaren rückt dieser Umstand aber in den Hintergrund. So liest man etwa *nadrukować* 'wydrukować' (II: 282) mit einem Verweis auf russ. *напечатать*. Vielmehr ist hier jedoch wr. *надрукаваць* als eigentliche Quelle anzunehmen. In anderen Fällen ist zumin-

² Dabei zeigen sich auch in rein sprachlicher Hinsicht durchaus bedeutende Wechselwirkungen. So weist bereits A. M. Seliščev in seiner Monographie *Язык революционной эпохи. Наблюдения над русским языком последних лет (1917–1926)* aus dem Jahr 1928 darauf hin, dass in revolutionären Kreisen zahlreiche Kommunisten aus Polen, der Ukraine und auch Weißrussland waren, die auch durch ihre Sprache einen Einfluss ausübten.

dest davon auszugehen, dass sowohl das Russische als auch das Weißrussische heranzuziehen sind. So liest man auf Seite II: 282 *odkryć* 'otworzyć' mit einem Verweis auf russ. *открыть*, vgl. dazu wiederum wr. *адкрыць*. Zu erwähnen ist weiters *podpolny* 'nielegalnie, podziemny, tajny' mit einem Verweis auf russ. *подпольный*, wiederum wäre auch auf wr. *папалны* hinzuweisen. Vgl. auch *nadzielony* 'obdzielony', russ. *наделенный*, wr. *надзелены* (II: 151); *rozczyścić* 'oczyścić', russ. *расчистить*, wr. *расчыściць* (II: 150) und *pobudować* 'zbudować', russ. *построить*, wr. *пабудаваць* (II: 283). Auch abseits rein lexikalischer bzw. zum Teil morphologischer Fragen ist es von Interesse, einen Blick auf das Weißrussische zu werfen. Der Akkusativ Plural *koni* (II: 132) muss nicht zwangsläufig als ein Einfluss des Russischen gedeutet werden. Gerade in diesem Zusammenhang (vgl. in der im Text gebräuchlichen Bedeutung russ. *лошадь*) ist der in weißrussischen Dialekten existierende Zusammenfall des Akkusativs mit dem Nominativ Plural von Bedeutung. Auch das Weißrussische verfügt über eine Komparativform in der Funktion des Superlativs, vgl. *gospodarze i kulturalne zdobycze BSSR są lepszym dowodem tego* (II: 138), wobei es sich dabei wahrscheinlich um einen Einfluss des Russischen handelt. An einer anderen Stelle wird darauf hingewiesen, dass bei einer Koexistenz zweier Formen oftmals auf jene zurückgegriffen wird, die durch das Russische gestützt wird. So wird etwa die Wahl der Form *ten karm* (II: 127) erklärt (statt etwa *ta karma*). Wiederum zeigt sich auch im Weißrussischen die Form *корм* als Maskulinum. An einer anderen Stelle ist davon die Rede, dass die Konstruktion *za te lata* mit der Bedeutung von 'w ciągu' als ein rezenter Russismus zu behandeln sei (II: 189). Erneut ist diese Konstruktion im ostslavischen Raum nicht auf das Russische beschränkt. Zweifelsohne kann man etwa *centro-prasa* (russ. *центропечать*) (II: 208) als 'bardzo charakterystyczny dla języka rosyjskiego' sehen, zu bedenken ist jedoch, dass Komposita dieser Art für die Sprache der Kommunisten jerglicher Herkunft charakteristisch waren.

Besondere Erwähnung verdienen die zahlreichen Einflüsse der sowjetischen Sprachkultur. In diesem Zusammenhang sind etwa Komposita, Abkürzungen und Neologismen zu erwähnen, so etwa *chata-czytelnia* (II: 205), *kobieta-kolektywnica* (II: 207), *wojenno-naukowy* (II: 208), *politywdział* (II: 209) oder *fizkultura* (II: 208). Von Bedeutung sind schließlich Formen des Typs *kooperatysta* (II: 209), *październikowiec* (II: 210) oder *przymusówka* (II: 210) mit besonderen suffixalen Derivationen.

Das Autorenkollektiv versucht in weiterer Folge auch die semantische Seite der Sprache zu untersuchen (II: 213–239), wo der Verortung der polnischen Sprache innerhalb der Sowjetgesellschaft nachgegangen wird. Gerade in diesem Abschnitt wird der hohe Grad an Ideologisierung besonders deutlich. Dabei würde eine eingehendere Beschäftigung mit sprachpolitischen Aspekten in diesem Zusammenhang zur Vervollständigung des gebotenen Bildes führen. So wäre es von Vorteil, den einen oder anderen Umstand, der in der Arbeit nur angedeutet wird, ausführlicher zu behandeln und in einen Kontext mit den immer zahlreicher werdenden Arbeiten zur sowjetischen Sprachenpolitik zu stellen. So wird etwa an einer Stelle nur angedeutet, dass die Parteiführung daran interessiert war, dass die Sprache *musiał mieć narodowe oblicze* (I: 22). Zu diesem „volkstümlichen Antlitz“ bzw. der Politik der „Verwurzelung“ (russ. *korenizacija*) ließe sich gerade im gegebenen Zusammenhang noch mehr sagen. So dürfte es sich bei den erwähnten Texten um die ersten Proben der polnischen Propagandasprache handeln, die unter dem Namen der *nowamowa* bekannt ist.

Wie in den Arbeiten bereits angedeutet wurde, muss zur Vervollständigung des Bildes auch eine Untersuchung anderer Textgattungen erfolgen, so etwa privater Korrespondenz (vgl. u.a. Sybille Schmidt, *Dziennik z Kamieńca Podolskiego z lat 1921–1923, Studia nad Polszczyzną kresową*, t. XII: 181–194). Auch die Tatsache, dass Polnisch in den erwähnten autonomen Gebieten zur Amtssprache erhoben wurde, lässt auf einige interessante Texte rückschließen. In diesem Zusammenhang ist auch auf die Zeitschrift *Marchlewszczyzna* zu verweisen, die in den 1920er Jahren erschien ist. Die für die Untersuchung herangezogenen Zeitungen zeichnen sich allesamt dadurch aus, dass sie noch zu einer Zeit erschienen sind, als

die staatlichen Aktivitäten im Bezug auf das Polnische noch nicht einer starken Zentralisierung unterlagen. Es wäre daher für folgende Arbeiten von Interesse, jene polnischsprachigen Publikationen zu untersuchen, die in den 1930er Jahren in Moskau herausgegeben wurden und für Weißrussland und die Ukraine vorgesehen waren (vgl. u. a. Tamara Graczykowska, *Rusycyzmy i sowietyzmy w tekstach Tomasza Dąbala (przedstawiciela polskich komunistów przebywających w okresie międzywojennym w ZSRR)*, in: E. Laskowska, M. Jaracz (Hrsg.), *Język, historia, polityka*, Bydgoszcz 2007: 39–51).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die beiden besprochenen Bände ungeachtet der vorgebrachten Kritikpunkte einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung des Polnischen in der Sowjetunion darstellen. Die Zwischenkriegszeit ist bis dato in einschlägigen Untersuchungen nur gering vertreten. Dabei sollte vermehrt auf soziolinguistische Themenstellungen (u. a. der Frage nach der sprachlichen Differenzierung) geachtet sowie gerade in der Phase der Verwurzelung (russ. *коренизация*) auf alle relevanten Kontaktsprachen eingegangen werden.

Philipp Hofeneder
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 philipp.hofeneder@univie.ac.at

Rainer Fecht, *Neoakut in der slavischen Wortbildung: Der volja-Typ* (= Münchener Studien zur Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Norbert Oettinger und Eva Tichy, Beiheft 24, Neue Folge), Dettelbach (Verlag J. H. Röhl) 2010, xii+243 S.

Diese aus einer Dissertation hervorgegangene Publikation behandelt ein altes Problem der slavischen Akzentologie, nämlich die Entstehung des Akzentparadigmas zweisilbiger *ja*-Stämme mit fixem Neoakut auf der ersten Silbe. Fechts Text liest sich leicht und angenehm und liefert im Großen und Ganzen auch die Information, die „nicht auf slavistische Akzentologie Spezialisierte“ (S. 3) benötigen, um zu verstehen, was hier erörtert wird.

Es sei gleich vorweggenommen, dass dieses Buch eine außerordentlich nützliche Bereicherung der Literatur zur slavischen Akzentologie darstellt. Dennoch seien hier einige Mängel genannt, die jedoch so gelagert sind, dass sie sich nicht auf den Wert des Ganzen auswirken.

Unglücklich ist die terminologische Entscheidung, den Akzentsitz auf der ersten oder einzigen Silbe des Ausgangs als „Endbetonung“ und die zweite bzw. letzte Silbe des Ausgangs als „marginale Endbetonung“ zu bezeichnen (S. 9). Liest man das Buch nicht in einem Zug durch, wird man sich später wohl nicht mehr unbedingt daran erinnern, dass mit „Endbetonung“ nicht jede Endbetonung gemeint ist und was „marginal“ in „marginale Endbetonung“ bedeutet.

Urslavisches wird leider auf eine zwar traditionelle, aber phonetisch unrealistische und anachronistische Weise notiert.

Einem alten und weit verbreiteten Denkfehler ist Fecht auf Seite 6 aufgesessen, indem er in einer Erörterung des balto-slavischen Problems folgendes meint: „Eine exklusive Neuerung des Baltischen und Slavischen, die eine unabhängige Parallelentwicklung nicht wahrscheinlich macht und in der Konsequenz die Annahme des Urbaltoslavischen fordert, manifestiert sich in den Akzent- und Intonationssystemen der baltischen und slavischen Sprachen [...]“. In Wirklichkeit gibt es diese Konsequenz nicht, denn neben einer „unabhängigen Parallelentwicklung“ gibt es auch den Fall, und der ist innerhalb der Grenzen eines kompakten Areals auch der häufigste, dass Sprachen, die bereits verschieden sind, eine Innovation g e m e i n -

s a m vollziehen, also im Zuge der Ausbreitung einer einzigen Welle des Wandels. Innovationen betreffen grundsätzlich Areale und nicht Sprachen und nur unter besonderen Umständen genau das Areal einer bestimmten Sprache. (So haben zum Beispiel finnische und baltische, also gänzlich unverwandte, aber im Areal zusammenhängende Idiome gemeinsam – also keineswegs in einer „unabhängigen Parallelentwicklung“ – den Wandel $\bar{u} > uo$ vollzogen.) Übereinstimmende Innovationen des Baltischen und Slavischen müssen also weder aus einem Ur-baltoslavisch stammen noch zufälligen, „unabhängigen Parallelentwicklungen“ zu verdanken sein, denn: *tertium datur!* Also kann auch die Akzentologie nichts zur Lösung des „balto-slavischen Problems“ beitragen.

Methodisch verfehlt ist auch folgende Überlegung (S. 20): „Da sowohl das Slovenische als auch die serbokroatischen Dialekte mit phonologischen Silbenintonationen in typologischer Hinsicht als gemäßigte Tonsprachen gelten, ist die naheliegendste Rekonstruktion für das Urslavische ebenfalls eine gemäßigte Tonsprache.“ Hier wird falsch vorausgesetzt, dass zu erwarten ist, dass eine Sprache im Laufe ihrer Entwicklung dem Sprachtyp, dem sie ursprünglich angehört hat, treu bleibt. Dafür, diese Treue für „naheliegendst“ zu halten, gibt es keinen Grund. Die Schlussfolgerung ist nach einer Logik aufgebaut, nach der man auch behaupten könnte, dass das Urslavische ein *e* hatte, weil alle slavischen Sprachen ein *e* haben, was zwar sachlich richtig, aber methodisch falsch ist, und dass es ein *o* hatte, weil alle slavischen Sprachen ein *o* haben, was methodisch und sachlich falsch ist. Zur methodischen Unzulässigkeit der Vermutung, das Urslavische sei eine gemäßigte Tonsprache gewesen, gesellt sich noch ihre inhaltliche Fraglichkeit¹.

Methodisch falsch liegt Fecht auch mit folgendem (S. 27 mit Fußnote 53): „Wodurch sollte sich eine Form vorurslav. *bōbъ [Akzentparadigma b – G. H.] von *bōsъ [Akzentparadigma c – G. H.] unterscheiden haben, so dass vorurslav. *bōbъ mit Dybos Gesetz zu endbetontem vorurslav. *bobъ geführt hat, der N. Sg. m. des Adjektivs *bōsъ aber baryton blieb? Enklinomenes vs. orthotones Verhalten kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden, da für Realisierungen in Pausa bzw. in Umgebung ohne Pro- oder Enklitika homonyme Silbenintonation angenommen werden muss.“ Hier ist einzuwenden, dass ein in nur einer Umgebung vorliegender lautlicher Unterschied (hier das enklinomene Verhalten außerhalb der Pausa) genügt, um eine verschiedene lautgesetzliche Entwicklung zweier Wörter anzunehmen und dazu voraussetzen zu dürfen, dass sich eines der beiden Ergebnisse (in dem Fall das im Adjektiv) dann auch auf die anderen Umgebungen (in dem Fall in die Pausa) ausgebreitet hat. So ist es ja auch bei den in manchen Sprachen – und auch im Vorurslavischen – besonderen Auslautgesetzen der Fall, für die (hier umgekehrt) nur in der Pausa das Vorliegen eines eigenen lautlichen Kontexts geltend gemacht werden kann und angenommen werden muss, dass sich die Auslaute außerhalb der Pausa analogisch nach denen in der Pausa ausgerichtet haben. Es ist daher auch nicht nötig, mit Fecht „für das Vorurslavische mit drei distinktiven Intonationen“ (loc. cit.) zu rechnen.²

¹ S. dazu die von R. Fecht nicht mehr berücksichtigte jüngste diesem Thema gewidmete Arbeit: Elena Stadnik-Holzer, *Urslawisch – eine Tonsprache?* Wiener Slavistisches Jahrbuch 54 (2008) 237–243. Dazu und darauf eingehend noch G. Holzer, *Urslavische Prosodie*, Wiener Slavistisches Jahrbuch 55 (2009) 151–178: 152 f.

² Mit ähnlicher Argumentation schlägt Florian Wandl in seiner unpublizierten Diplomarbeit „Diachrone Lautlehre des Russischen. Ein Modell des Lautwandels und seiner relativen Chronologie“ (Wien 2011, § 35) in seiner Kritik an Fechts Position in dieselbe Kerbe. Beachte in der genannten Arbeit auch Wandls Einwände gegen andere Mängel in Fechts Ausführungen.

In der Fußnote 67 auf Seite 35 behauptet der Autor, dass das heute verbreitete System der graphischen Bezeichnungen der „serbokroatischen“³ Intonationen auf Vuk Stefanović Karadžić zurückgehe, „der es erstmals 1818 in seinem *Srpski rječnik*“ angewendet habe. Ein Blick in dieses Wörterbuch und insbesondere auf Karadžićs explizite Hinweise auf Seite XXXVI f. zeigt aber nicht unerhebliche Abweichungen vom heutigen Gebrauch der Akzentzeichen. Zu Đuro Daničićs Verbesserungen s. *Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika XXIII* (3. Dodatak – materijali o rječniku), Zagreb 1976, 80 und 86; zur abweichenden Notation Mažuranićs s. Antun Mažuranić, *Slovnica Hrvatska*. Dio I. Rěčoslovje, Zagreb 1859, 10 ff. (mit Hinweisen auf Karadžić auf den Seiten 11 und 13).

Was die Erklärung der Länge des auslautenden Vokals in den Substantiven des *volja*-Typs – einer der prosodischen Auffälligkeiten in deren Paradigma – betrifft, folgt Fecht Zuzanna Topolińska in der Annahme ihrer analogischen Einführung im Lechischen (S. 163). „Für den langvokalischen Auslaut des *volja*-Typs und anderer **ja*-Stämme [im Lechischen] kann [...] festgestellt werden, dass diese Flexionsendungen auf analogischem Weg aus dem [kongruierenden femininen, etymologisch zusammengesetzten, determinierten] Adjektiv bzw. den **bja*-Stämmen eingedrungen sind und mithin etymologisch mit den **ja*-Bildungen nichts zu tun haben.“ (S. 166, s. auch S. 164).

Seine These über die Entstehung des Neoaktus im *volja*-Typ legt Fecht auf S. 177 ff. dar; auf S. 199 formuliert er sie kompakt so: „Die suprasegmentalen Eigenschaften des urslavischen *volja*-Typs erklären sich als Folge von van Wijk-Sächmatovs Gesetz, das durch das Derivationsuffix vorurslav. **-ja* in den Enklitomenformen von Ap c ausgelöst wird.“ Er findet den lautgesetzlichen Zustand weitestgehend in zwei altrussischen Denkmälern vertreten (S. 177 ff.). Um die Annahme vom Ursprung des *volja*-Typs im Akzentparadigma c zu überprüfen, müsste für alle Beispiele des *volja*-Typs untersucht werden, ob auch die anderen Ableitungen von den betreffenden urslavischen Wurzelmorphemen nach dem Akzentparadigma c flektieren (freilich, sofern nicht Affixe beteiligt sind, die automatisch eine fixe Betonung mit sich bringen). Für das Beispiel *volja* etwa lässt sich als Bestätigung das urslavische Verbum **welĕ těj* (meine Notation) anführen, das altkirchenslavisch *velĕti* lautet (‘want, order’, Akzentparadigma c⁴).

Das Buch bietet nach dem Vorwort und dem Abkürzungsverzeichnis eine umfangreiche Einleitung, eine Darstellung der lautgesetzlichen Reflexe des Neoaktus in den einzelnen slavischen Sprachen und dann der morphologischen Kategorien, in denen der Neoaktus aufscheint, dann den Neoaktus im *volja*-Typ, eine Untersuchung, „wie der urslavische Neoaktus speziell beim *volja*-Typ erklärt werden kann“ (S. 147), eine Zusammenstellung von Substantiven, für die es in den Einzelsprachen Hinweise auf ein *volja*-Typ-mäßiges Verhalten gibt, eine Erörterung über baltische und außerbaltoslavische Anknüpfungsmöglichkeiten des *volja*-Typs, das „Fazit“, ein Literaturverzeichnis und einen Wortformenindex.

Der Wert dieses Buchs liegt nicht nur oder vielleicht nicht einmal vorrangig in der in ihm vertretenen These, sondern auch darin, dass es in manchen Hinsichten als Einführung in die slavische Akzentologie gelesen werden kann. Auch bereits länger mit der slavischen Akzentologie Befassten bietet diese Lektüre eine konturierte, kontrastreiche Übersicht über diese Disziplin und willkommene, abrundende Zusammenfassungen von sonst oft nur über verschiedene Publikationen verstreuten Informationen zur historischen slavischen Akzentologie. Sehr wertvoll ist zum Beispiel die Besprechung der einzelnen slavischen Sprachen im Hinblick auf ihre prosodische Entwicklung und des Gehalts an Information, die sie jeweils über das Ursla-

³ Wie Fecht diesen Begriff verwendet, erklärt er in der Fußnote 61 auf Seite 33.

⁴ S. Rick Derksen, *Etymological Dictionary of the Slavic Inherited Lexicon*, Leiden – Boston 2008, 514.

vische und insbesondere über die Verteilung und Entstehung des Neoakuts bieten. Auf die eine oder andere Weise wird jeder, der das Buch liest, davon profitieren.

Georg Holzer
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 georg.holzer@univie.ac.at

Tijmen Pronk, *The Slovene Dialect of Egg and Potschach in the Gailtal, Austria* (= *Studies in Slavic and General Linguistics*, vol. 36), Amsterdam – New York (Rodopi), NY 2009, x+334 S.

Bei diesem Buch handelt es sich um eine synchronische Beschreibung des slowenischen Dialekts der Dörfer Potschach und Egg im Gailtal in Kärnten. Die Hauptinformantin der zu einem großen Teil durch deren Befragung erarbeiteten Darstellung ist 1923 in Süßenberg bei Egg geboren und nach ihrer Heirat nach Potschach, einem Dorf mit acht Häusern, übersiedelt (s. S. 12 f.). Die Beschreibung schließt sich an ältere an (Grafenauer 1905, Paulsen 1935, Logar 1968, 1981 – Genauerer findet man auf S. 8 f.), die sich aber hauptsächlich der Phonologie widmen. Pronk hat sich zum Ziel gesetzt, nicht nur offen gebliebene phonologische Fragen zu klären, sondern auch die Morphonomie, die Morphologie und bis zu einem gewissen Grad die Lexik (einschließlich der deutschen und italienischen Lehnwörter und des Namenmaterials) zu erschließen. Der Syntax wird wegen der geringeren Unterschiede zu den anderen slowenischen Dialekten und zur Standardsprache auf dieser Ebene weniger Aufmerksamkeit geschenkt (s. S. 3 f.).

Aufgrund einiger ausgesprochen archaischer Züge des hier synchronisch beschriebenen Dialekts (etwa des Erhalts der *dl-*, *tl-*Sequenzen und des Präfixes *vj-* oder des kontrastreichen Vokalsystems, s. den Überblick auf S. 2 f.) hat Pronks Buch auch für die historische Linguistik nicht geringe Relevanz. Große Bedeutung hat es auch aufgrund der Tatsache, dass der beschriebene Dialekt im Aussterben begriffen ist. Der Großteil seiner Sprecher ist über 50 Jahre alt, und von Kindern wird er kaum noch gesprochen. Der Autor erwartet den Sprachtod noch in diesem Jahrhundert (s. S. 4). Auch die Schriftlosigkeit des beschriebenen Dialekts – in ihm werden keine Druckwerke produziert (s. S. 7), es gibt nur einige alte Volksliedersammlungen (s. S. 10) – macht das vorliegende Buch zu einem Dokument von unschätzbarem Wert.

Auf S. 13 legt Pronk seine drei Arten der Notation dar: Er verwendet eine orthographische, eine phonetische und eine phonologische Schreibweise. Was sich der Leser hier unter „Orthographie“ vorstellen soll, gibt es doch kein Schrifttum in diesem Dialekt, geschweige denn ein normiertes, bleibt im Dunkeln; das dort angeführte Beispiel mit Doppelgravis auf einem Schwa-Zeichen macht auch keinen sehr „orthographischen“ Eindruck. Ohnehin wird aber loc. cit. angekündigt, dass im vorliegenden Buch normalerweise „a standardized notation in italics that is almost identical to the phonemic notation“ angewandt wird.

Über all diese Dinge erfährt man im „Chapter 1: Introduction“. „Chapter 2: Phonology“ bringt – auch tabellarische – Darstellungen der je nach prosodischer Position (betont, vortönisch, posttönisch usw.) verschiedenen Vokalsysteme und des Konsonantensystems, immer auch im Hinblick auf Kombinatorik und Kontrastivität. Im „Chapter 3: Morphonomy“ werden die Alternationen untersucht. Es folgen „Chapter 4: Nominal morphology“ (einschließlich der Pronomina und Numeralia) und „Chapter 5: Verbal morphology“ (basierend auf 600 verschiedenen Verben!). Das vergleichsweise kurze „Chapter 6: Notes on syntax and semantics“

erhebt keinerlei Ansprüche auf Vollständigkeit, sondern möchte nur einige Besonderheiten herausstreichen, und zwar größtenteils kontrastiv zur Standardsprache. „Chapter 7: Dialect texts“ bringt Erzählungen der Hauptinformantin. Der Nutzen dieser Textbeilagen wäre ein größerer, wenn Übersetzungen ins Englische oder Standardslowenische abgeschlossen wären. Der Wert des in erster Linie der kontroversen Frage des „development of the Proto-Slavic falling tone in the Gailtal dialect“ (also des Akzentparadigmas; s. S. 173) gewidmeten „Chapter 8: History of the Gailtal accentuation“ braucht nicht eigens betont zu werden. Den Abschluss des Bandes bilden der tabellarische „Appendix I: Irregular verbal flexion“, der „Appendix II: Verbal prefixes“, der „Appendix III: Local toponymy“ (20 dialektale Toponyme der Gegend, tabellarisch geordnet in Spalten mit den Überschriften „German“, „Slovene“, „Where?“, „Whence?“, „Inhabitant“, „Adjective“), der sehr umfangreiche Lexikonteil (S. 197–296), bestehend aus allen Beispielen der Kapitel 2–6, der Index, der ausgehend von den standard-slowenischen Lautungen zu den im Lexikonteil angeführten Dialektlautungen der dort aufgenommenen Wörter führt, und die Bibliographie.

Tijmen Pronks Buch verdient in allen Bereichen höchstes Lob. Es ist streng materialbezogen, akribisch genau ausgearbeitet, sehr durchdacht organisiert und behandelt einen slavistisch höchst relevanten Stoff, schon alleine deswegen, weil es wohl auf immer die einzige derart umfangreiche und erschöpfende Darstellung dieses aussterbenden, archaischen Idioms bleiben wird. Auch in methodologischer Hinsicht ist diese Arbeit einwandfrei. Der Ansatz ist ein konsequent strukturalistischer, der aber das Augenmaß bewahrt, hinsichtlich der Lesbarkeit keine Opfer aberlangt und nirgends durch unnötige und virtuose Abstraktionen unzulässig wird.

Georg Holzer
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 georg.holzer@univie.ac.at

Die Ost-West-Problematik in den europäischen Kulturen und Literaturen. Ausgewählte Aspekte // Problematika Východ – Západ v evropských kulturách a literaturách. Vybrané aspekty, hrsg. von Siegfried Ulbrecht und Helena Ulbrechtová (= Práce Slovanského Ústavu, N. Ř. 25), Praha – Dresden (Slovanský Ústav – Neisse) 2009, 793 S.

Die vielfältigen Beziehungen zwischen den Kulturen und Literaturen Ost- und Westeuropas sind Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Welche Dimension diese auch immer konkret untersucht haben, sie haben sich dabei meist auf spezielle Facetten des Diskurses konzentriert, etwa literaturwissenschaftliche und kulturtheoretische Aspekte der Ost-West-Beziehungen zwischen einzelnen Literaturen und Kulturräumen Europas. Den Versuch einer umfassenden Betrachtung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Ost und West sowohl in Kultur als auch in Literatur, die einzelne Aspekte zu einem universellen Überblick zusammenfasst, haben nun dreißig Autorinnen und Autoren in einem von Siegfried Ulbrecht und Helena Ulbrechtová edierten Band unternommen.

Um der Komplexität des Themas in der Vielzahl der Aufsätze des knapp achthundertseitigen Bandes gerecht zu werden, waren die Herausgeber/innen bemüht, anhand von fünf Kernelementen der Ost-West-Problematik ihren Forschungsgegenstand zu systematisieren. Sie konzentrieren sich dabei erstens auf die theoretischen Grundkonstruktionen und Modelle der

Literatur- und Kulturwissenschaft, zum zweiten auf die Kulturgeschichte, wobei die Erörterung größtenteils anhand der deutsch-russischen Kulturbeziehungen vorgenommen wird, drittens auf eine Reihe von vergleichenden Literaturstudien aus diversen Kultur- und Sprachräumen, auf Fragen der gegenseitigen und literaturübergreifenden Rezeption und schließlich auf die Frage der Ost-West-Problematik als philosophisches Konzept, das sich in zahlreichen literarischen Werken wiederfindet. All diesen Überlegungen und Betrachtungen liegt der Gegensatz zwischen den verschiedenen slawischen und nichtslawischen Literaturen und Kulturen Europas zugrunde.

Vorweg ist festzuhalten, dass dem Anspruch auf eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema durch die Mehrsprachigkeit des vorliegenden Werkes Rechnung getragen wird. So breit das Spektrum der Autorinnen und Autoren selbst angelegt ist, so enthält der Band dann auch Artikel in deutscher, tschechischer, englischer und russischer Sprache. Überblickshaft ist jedem Text eine halbseitige Zusammenfassung nachgestellt, die eine gute Orientierung ermöglicht.

Als Einstieg in den Themenkomplex des Bandes untersucht Moritz Csáky Zentraleuropa als Ort und Raum von Friktion und Gegensatz verschiedenartiger kultureller Kommunikationsräume. Er verweist dabei, nach einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Begrifflichkeit Mittel- bzw. Zentraleuropas, in Anlehnung an Milan Kundera auf die zentrale Bedeutung Mitteleuropas als Kulturvermittler zwischen Ost und West, streicht jedoch auch die Divergenzen in der kulturellen Perspektive Wiens, Warschaus und Budapests heraus. Zentraleuropa begreift Csáky als ambivalenten Kommunikationsraum mit einer spezifischen kulturellen Konfiguration, die dieser aus der umfassenden, teils kulturkontrastiven Interaktion mehrerer Nationalsprachen und -kulturen bezieht, bei der eine Vielzahl von Elementen, Zeichen, Codes, Symbolen und Inhalten diskursiv zueinander in Beziehung treten.

Ähnliche Fragen stellen sich Michael Espange und Ulrike Goldschweer, die sich mit dem Kulturtransfer im und in den slawischen Sprachraum (Espange) und Mitteleuropa als imaginärem Produkt (Goldschweer) auseinandersetzen. Goldschweer referiert dazu zentrale Fragen der Unterscheidung von Kulturräumen und ihren Grenzen bzw. Übergangszonen und weist darüber hinaus gleichzeitig auf den Begriffswandel hin, dem die Vorstellungen von „Raum“ und „Grenzen“ im 20. Jahrhundert unterliegen. Die begriffliche Indifferenz und Vielschichtigkeit des Mitteleuropabegriffes findet sich in ihrem Aufsatz hervorragend herausgearbeitet. Daneben fragen Helena Ulrechtová und Anna Zelenková nach der Bedeutung des Ost-West-Gegensatzes in den slawischen Literaturen.

Im zweiten Abschnitt des Buches wird das Ost-West-Problem als Gegenstand der Kulturgeschichte analysiert. Auffallend dabei ist, dass der Beziehung zwischen deutschem und russischem Kulturraum wenn nicht eine Vorrangstellung, so doch zumindest offenbar eine beispielhafte Dimension zugewiesen wird. So fragen etwa Susanne Dietrich und Vladimir Vavřínek nach der Bedeutung dieser Beziehung ausgehend von frühen Literaturen bis hinein ins 19. Jahrhundert, sowohl anhand historischer Personen als auch am Beispiel literarischer Figuren aus den Texten Aleksandr Puškins und Ivan Gončarovs. Einen anderen Schwerpunkt in diesem Kapitel bildet die russische Moderne, der sich Isabel Wünsche und Uwe Hentschel widmen. Die Ambivalenz des Russlandbildes in Deutschland, das mittels verschiedener Aspekte anhand von Rilke und Kandinsky besprochen wird, findet seine Fortsetzung in den Beiträgen Anne Hartmanns und Ernst Lüdemanns, die eindrucksvoll von der Zwiespältigkeit in der Beurteilung des stalinistischen Russlands durch die westeuropäischen Intellektuellen der Zwanziger und Dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts berichten. Allen voran Hartmann arbeitet die Rolle der westlichen Literaturen, darunter auch der deutschen, und deren unkritisches Verhältnis zur sowjetischen Diktatur überzeugend heraus. Als Beispiel dienen ihr dazu der Schriftstellerkongress von 1934 und die Schriftsteller George Bernhard Shaw, Romain Rolland und Lion Feuchtwanger. Deren Rezeption im russischen Kulturraum und deren meist ohne Gegenwehr erfolgte politische Vereinnahmung durch die stalinistische Diktatur darzustellen, gelingt Hartmann überaus gut. Daneben gibt es in diesem Teil des Buches Aufsätze von Vladimir

Kantor, der Dresden als „Kristall der russischen Probleme“ erforscht, und einen Beitrag von Helena Ulbrechtová.

Im dritten Teil, der sich dem Ost-West-Diskurs als literarischem Vergleich widmet, finden sich zahlreiche Ausätze, die historisch angelegt sind, wie etwa jener von Rolf Fieguth, der nach der Beeinflussung Goethes durch Puškins *Podražanja Koranu* fragt. Zentral sind für ihn dabei literarische und sprachliche Elemente des russischen Poeten, die er im *West-östlichen Divan* Goethes ausmacht. Anschließend fragt Mária Gyöngyösi nach der Bedeutung Schillers für den russischen Symbolismus, speziell bei Vjačeslav Ivanov und Aleksandr Blok, den sie in dessen Mystizismus und „geistgemeinschaftlicher Kunst“ wiederfindet. Josef Dohnal und Miroslav Olšovský sind mit Abhandlungen über die französische Prosa und ihren Einfluss auf die russische Moderne und die Beziehung zwischen Leonid Andreev und Franz Kafka vertreten. Siegfried Ulbrecht zieht einen kulturübergreifenden Vergleich zwischen der Kriegsliteratur Nikolaj Gumilevs und Ernst Jüngers. Mythologisierung des Krieges, Kriegsbegeisterung und Archaisierung des Lebens als geistige Grundhaltung zeichnet Ulbrecht bei beiden Literaten nach, bei beiden erkennt er darin auch die Grundlage ihrer gesamten künstlerischen Arbeit. Petro Rychlo versucht eine ähnliche Analyse der Beziehung Paul Celan – Osip Mandelštam, Adam Bžoch verweist analog dazu auf Rilkes Stellung zwischen Katholischer Moderne und slowakischem Nadrealismus.

Der vierte Themenstrang fragt nach der Rezeption literarischer Bilder im Zuge des Ost-West-Themas. So erläutert Peter Drews im einem bemerkenswerten Aufsatz die Gründe für die vergleichsweise verspätet einsetzende tiefere Rezeption deutscher Belletristik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Russland, die bis dahin nur schwach ausgeprägt war. Michail Ryklin verweist auf die Übernahme französischer Vorstellungen von Marquis de Custine in Russland. Elke Mehnert und Leonhard Kossuth berichten aus dem literarischen Alltag Russlands, letzterer anhand der Problematik der Nachdichtung. Andreas Guski untersucht Kunderas im Exil verfasstes Werk *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins* als Schlüsselroman der tschechischen Literatur, Dirk Uffelmann beschäftigt sich mit der nichtslawischen Literatur slawischer Migranten. Die Besonderheiten von Fremdwahrnehmung und Transkulturalität des literarischen Schaffens veranschaulicht er am Beispiel der in deutscher Sprache schreibenden Autoren Wladimir Kaminer und Maxim Biller. Dabei sind für Uffelmann das Spannungsverhältnis von Schreiben in einer anderen Sprache und die divergierende Rezeption in Deutschland und Russland von Interesse.

Die Ost-West-Problematik als Gegenstand philosophisch-literarischer Konzepte steht zu guter Letzt im Zentrum der Betrachtung überwiegend tschechischer Autoren. Miroslav Mikulášek, Hanuš Nykl und Jan Vorel fragen nach dem slawischen Beitrag zur literarischen Hermeneutik, dem „Neuen Mittelalter“ in der russischen Philosophie bei Leont’ev, Florenskij und Berdjaev und der Ost-West-Konzeption bei Andrej Belyj. Abschließend untersucht Alexander Höllwerth die slawophile Welt Sicht Aleksandr Dugins, in der er eine pseudophilosophische antiwestliche Kulturauffassung entdeckt.

Mit all diesen Beiträgen deckt der Band eine enorme Breite und Tiefe an thematischen Facetten der Ost-West-Problematik ab, er fragt nach Kontinuitäten und Brüchen, nach wechselseitigen Beziehungen und verschiedenartigen Wahrnehmungen, nach der Dialogizität der Kulturprozesse, wählt vielfältige Zugänge und bleibt dennoch intern ausgewogen. Dies spiegelt auch die breite Palette der an dem Band beteiligten Autorinnen und Autoren wider, die ihre Beiträge überschaubar, anschaulich und detailreich gestaltet haben. Der Band selbst ist nicht nur für das wissenschaftliche Fachpublikum von Interesse, stellt er doch in verschiedener Weise die Frage, was die Faszination und Anziehungskraft der verschiedenen, östlichen und westlichen Kulturräume ausmacht. Dabei stehen sowohl Kontinuitäten als auch Kontroversen im Mittelpunkt. Erhellend ist mit Sicherheit auch die Erörterung des sehnsuchtsbeladenen Begriffs Mittel- bzw. Zentraleuropa, den die einzelnen Beiträge vornehmen, ebenso wie das Aufzeigen der Kehrseiten der Rezeption, wenn Schriftsteller sich in den Dienst des Totalitären

stellen. Abschließend betrachtet wird man konstatieren können, dass sich das überzeugende und eindrucksvoll ausgearbeitete Spektrum an Beiträgen trotz seiner Vielschichtigkeit ganz vorrangig an deutsch-russischen Dichotomien entlang arbeitet, da dieser Gegensatz offenbar als stellvertretend oder zumindest beispielhaft für die gesamte Ost-West-Problematik firmiert.

Marian Madela
Obkirchergasse 3/13
1190 Wien, Österreich
marian.madela@web.de

Jana Waldnerová, *De/konštrukcia fikčných svetov*, Nitra (Univerzita Konštantína Filozofa) 2008, 178 S.

Die Monografie *De/konštrukcia fikčných svetov* von Jana Waldnerová, einer Slowakistin und Anglistin aus Nitra, entstand als wissenschaftlicher Output des Projekts 1/4738/07 *Literárna fikcia a jej podoby (Poetika fikčných svetov)* von VEGA, der Förderagentur des slowakischen Kulturministeriums und der Slowakischen Akademie der Wissenschaften. Es handelt sich hierbei um das Ergebnis eines mehrjährigen Studiums und Vergleichs literarisch-philosophischer Theorien und gleichzeitig ihrer Anwendung auf konkrete literarische Werke. Es ist gleichfalls angebracht zu erwähnen, dass die Rezensenten dieser Publikation Tibor Žilka und Ivo Pospíšil waren, ebenso wie die Tatsache, dass, obwohl es sich um eine wissenschaftliche Publikation handelt, in diese postmodern gehaltene Zeichnungen von Tomáš Krčméry einbezogen wurden.

Jana Waldnerová hat sich zweifelsohne mit den Arbeiten tschechischer Fachleute zur Problematik fiktiver und möglicher Welten (z. B. mit denen von Lubomír Doležel, der allerdings in Kanada tätig ist, sowie von dessen Schüler, Propagator und „Hofübersetzer“ Bohumil Fořt), aber auch mit theoretischen Arbeiten von Brian McHale, Gérard Genette, Benjamin Hrushovski, William L. Ashline u. a. vertraut gemacht. Die Entdeckung neuer methodologischer Ansätze fußte auf der aufmerksamen Lektüre, Analyse und dem Vergleich von Auffälligkeiten ausgewählter Studien mit Hinblick auf die strukturalistische und poststrukturalistische Literaturtheorie. Die Auswahl der im Einzelnen analysierten belletristischen Werke stellt aus dem Blickpunkt der Theorie fiktiver Welten anglo-amerikanische Romanwerke vor (bis auf eine Ausnahme, die slowakische Übersetzung des Romans *Se una notte d'inverno un viaggiatore* von Italo Calvino) und leitet sich von der bisherigen Tätigkeit der Autorin als Lehrerin für englische Sprache und Literatur ab.

Im ersten Kapitel ihrer Studiensammlung bemüht sich Waldnerová um eine Erklärung der Ausdrücke fiktive Welt, mögliche Welt, un-/mögliche Welt und ihrer gegenseitigen Beziehungen zueinander. Genauer setzt sie sich mit dem Problem der Schaffung, Struktur und Semantik un-/möglicher Welten und ihres Gegensatzes gegenüber möglichen Welten sowie der Gegenwart mit Blick auf deren Logik und der Störung der Letzteren auseinander. Weitere Grundlage der Textauswahl war die Voraussetzung einer typologischen Übereinstimmung der fiktiven Welt des Romans mit einer der Kategorien einer un-/möglichen Welt gemäß der Charakteristik von Brian McHale und William L. Ashline. Ashlines Terminologie übernahm die Autorin in übersetzter Form bis auf bestimmte Ausnahmen (bspw. schwierige, aus mehreren Worten zusammengesetzte Konstruktionen wie *multiple world cast of characters*), in zwei Fällen ersetzte sie den ursprünglichen Begriff durch einen im Hinblick auf Prägnanz und Sprache ihrer Arbeit passenderen Ausdruck.

Der Gesamtumfang der Arbeit von Jana Waldnerová zeigt, dass die Priorität der Auswahl von belletristischen Arbeiten nicht nur auf deren Herkunft lag, sondern auch das Bemühen um eine Analyse der stark atypischen fiktiven Welten dieser Werke. (Waldnerová spricht allerdings nicht von einer Analyse, sondern von einer Dekonstruktion, die sie als Akt einer vorausgehenden Rekonstruktion wahrnimmt, wo die Textanalyse lediglich Mittel zur Dekonstruktion ist.) Zur Vorstellung un-/möglicher Welten erschienen der Autorin folgende Romane am besten: *Discworld* von Terry Pratchett, *Vineland* von Thomas Pynchon für die Quadratur des Kreises, Woody Allens Erzählung *The Kugelmass Episode* aus der Sicht der Welten der Chinesischen Box, *Live from Golgotha: the Gospel according to Gore Vidal* von George Vidal für die ausgelöschte Welt und das zeitlose Pantheon und das bereits erwähnte *Se una notte d'inverno un viaggiatore* aufgrund des Labyrinths der Möglichkeiten. Der letzte analysierte Roman – *The Magus* von Fowles – wurde quasi als für den Vergleich wichtiges Gegenbeispiel zu den übrigen Werken gewählt; gemäß Waldnerová ist dies ein Beispiel für eine mögliche Welt an der Grenze von Postmoderne und Moderne.

Außer der Erforschung der fiktiven und un-/möglichen Welten in den erwähnten Romanen und ihrer typologischen Einordnung bemühte sich Waldnerová um die Lösung weiterer Probleme. Im Pratchett gewidmeten Kapitel versuchte sie beispielsweise nicht nur das Genre Fantasy und dessen Kategorien zu präsentieren, sondern auch die Romane der *Discworld*-Reihe in den Rahmen dieses Genres einzuordnen. Eine weitere Frage, die während der Analyse aufkam, war das Herausfiltern des Begriffs der zwischenweltlichen Identität. Obwohl viele Meinungen zu dieser Art von Figur existieren, scheint Waldnerová das Konzept von McHale als das prägnanteste; sie setzte dieses dann in den Kapiteln *Cestujúca pani Bovaryová*, *Soap opera podľa Vidala* und *Evanjelium alebo groteska* um. In allen Fällen handelt es sich um Figuren die entweder aus der tatsächlichen in die fiktive Welt oder von Fiktion zu Fiktion mit Hilfe der Metalepse (ein Begriff von Gérard Genette) überwechseln.

Nicht zuletzt beschäftigt sich Waldnerová mit Intertextualität als häufigem Grundzug postmoderner Romane, weshalb sich deren Elemente in der Mehrheit der analysierten Werke wiederfinden. Intertextualität hat – wie aus den Werken von Pratchett und Vidal ersichtlich – an Deformationen Anteil, die aus diesen Romanen eine Groteske machen und dies mit Hilfe von Parodie oder Pastiche zum Ausdruck bringen. Die Forscherin aus Nitra schlägt gar einen neuen Genreausdruck vor, „intertextuelle Fantasy“, aber dieser erscheint mir als nicht angemessen, da Intertextualität ein Begriff ist, der auf dem Gebiet der literarischen Kommunikation entstanden ist und ein neues Genre nicht zwingend expressive Anknüpfungspunkte zwischen Texten schaffen muss. Zu Calvins Roman bemerkt Waldnerová, dass die Figuren quasi auf eine Propp'sche Funktion reduziert sind (es fehlt ihnen jegliche psychologische Tiefe). Als Gegenstück dazu sieht sie John Fowles' Roman *The Magus*, der ihrer Meinung nach den Wandel der Figur von gefühlsmäßiger Abgestumpftheit hin zum emotionalen Erwachen aufzeigt.

Das hier referierte Buch würde vielleicht noch eine etwas gründlichere Redaktion verdienen, so ist etwa „silný genius loci miesta“ (S. 160) eine redundante Wortverbindung, bedeutet *genius loci* doch Geist des Ortes (ergo „silný duch místa miesta“ – ein starker Geist des Ortes des Ortes?).

Die Studiensammlung von Jana Waldnerová ist mit solider Kenntnis und mit relativ neuen methodologischen Ansätzen der Theorie möglicher und fiktiver Welten verfasst. Sie ergänzt insgesamt angemessen etwa Doležels Sammlung *Studie z české literatury a poetiky* (Praha 2008) um eine Analyse bedeutender postmoderner Werke anglo-amerikanischer Herkunft.

Libor Martinek
Komarovska 25
746 01 Opava, Tschechien
martinek.libor@centrum.cz

Salvatore Del Gaudio, *On the Nature of Surżyk: A Double Perspective* (= Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 75), München – Berlin – Wien (Verlag Otto Sagner) 2010, 328 S. mit Bibliogr. und CD.

Das vorliegende Buch wird auf der Verlagsseite als „die erste monographische Darstellung in englischer Sprache des Surżyk [sic], die der Breite der heutigen linguistischen Forschung entspricht“, beworben (<http://verlag.kubon-sagner.de/>). Die ukrainisch-russische Mischsprache „Surżyk“ ist in den letzten Jahren zu einem besonders beliebten Thema nicht nur in der sprachwissenschaftlichen Slawistik, sondern auch in anderen Gebieten wie der anthropologischen Ukraineforschung u. a. geworden. Mit entsprechender Spannung wurde die auf Feldforschung gestützte Studie erwartet. Einen Teil seiner vielleicht wichtigsten Ernte stellt der Verfasser der Leserschaft dankenswerterweise in einer beigelegten CD zur Verfügung, welche die Ausführungen des Autors überprüfbarer macht. Man wird es dem Verfasser auch danken, dass er sein Buch in der allgemein zugänglichen Sprache Englisch publiziert hat und nicht in seiner italienischen Muttersprache, die den Slawistinnen und Slawisten gemeinlich weniger vertraut ist. Es fällt jedoch auf, dass das Manuskript noch dringend zwei oder drei Durchgänge einer gründlichen sprachlichen Redaktion benötigt hätte.

Probleme im formalen Bereich betreffen auch andere Aspekte. Man muss hier ein wenig weiter ausholen. Wenn schon in den vorbereitenden „Remarks on Transliteration and Language“ von „Ševeljov“ statt *Ševel'ov* oder „Gorbach“ statt *Horbach* und später auf einer Seite von „Verka Serdjučka“ und „Vërka Sërdjučka“ die Rede ist, wenn man von „Novograd-“ statt von *Novohrad-Volyn'skyj*, von „Chmel'nyts'kyj“ statt *Chmel'nyč'kyj* sowie von „Rovno“ statt *Rivne* liest (S. 11, S. 146, S. 275), ist dies vielleicht nicht besonders wesentlich. Wenn aber als Äquivalent von russischem *e* in der „Linguistic Transliteration“ „je“ angegeben wird (S. 12), fällt dies unangenehm auf. Stößt man auf der ersten Seite der Einleitung auf „questio linguae“ (S. 13), ist vielleicht auch dies nicht schlimm. Wenn aber zwei Seiten später das Wort *суржик* auf „the nominal root *rǫžb“ (S. 15) statt *rǫž-* zurückgeführt wird, so macht dies zunehmend stutzig. Im Haupttext wird hier ja überdies – offensichtlich aufgrund eines technischen Problems – auch das Präfix falsch angegeben, doch wird dies in einer beigelegten Corrigendaliste richtiggestellt. Auf dieser Liste wird u. a. auch auf manche der auffallend häufigen Verwechslungen von ukrainischem *i* und *y* verwiesen, doch mehrere Dutzende von Fehlern bleiben auch in Schlüsselbegriffen der Argumentation wie in „hovyrka“ statt *hovirka* (S. 21) oder ukrainischen Formen wie in „-matimu“ statt *-matyumu* bestehen. Man kann sich schwer vorstellen, dass wirklich jemand „п'енсія“ gesprochen haben soll, wenn damit gemäß den Regeln der ukrainischen Orthographie ein harter Labial + *j* + *e* gemeint sein soll; a. a. O. wiederum liest man ja von der „Surżyk“-Form „опять“ (S. 82) – in diesem Fall würde sich also der palatalisierte Labial ohne *j*-Einschub mit *a* verbinden? Die aus dem ukrainischen und dem russischen Alphabet kombinierte Notationsweise der Formen erweist sich in der vorliegenden Anwendung als untauglich: Was ist mit „тяжелоє жилью“ (S. 75) gemeint? Warum wird *качество* mit *e* gleich neben *отчество* mit *ε* notiert (S. 110)? Wurde wirklich von jemandem *t'az[e]loje* gesprochen, obwohl es gleich danach „тяжюлая“ heißt? Oder wurde von jemandem *žy[l'ɔ]* gesprochen statt *žy[l'jo]* (russ.) oder *žy[l'ɔ]* (ukr.)? Schwerlich. Soll man es dem Autor glauben, wenn er als „Surżyk“-Form die Schreibung *налево* angibt (S. 80), oder ist nicht *налево* zu erwarten? Auch statt „нету“ (S. 95) hätte nach der Ratio des Autors wohl *нету* notiert werden sollen, Ähnliches gilt für „бером“ (S. 111) u. a. Handelt es sich bei der Schreibung „хараш“ (S. 80) zweifellos um einen Lapsus, wie er durchaus passieren kann (dasselbe könnte für „літ“ statt *літо*, S. 111, gelten), wird man auf derselben Seite vom angeblich für den „Surżyk“ typischen, produktiven Suffix „-енко“ liest; es wäre *-енько* zu erwarten. So ist man bald nicht mehr geneigt, der Notation des Autors besonders zu vertrauen. Liest man „конешно“ (S. 81) u. a., so fragt man sich, warum hier das si-

cherlich vorwiegend gesprochene Akan'e nicht notiert ist, obwohl andere Formen in vergleichsweise stark phonetisierter Form wiedergegeben werden (wenn auch uneinheitlich, vgl. *всігда* neben *всегда*, S. 81 u. v. a.); wenig später stößt man in der Tat auf *канєшино* (S. 83), a. a. O. auch auf *напробавать* (S. 99; ist es nicht *напробавать?*) u. a. Mehrfach liest man in der Notation des vermeintlichen „Suržyks“ „такое“ (S. 101) statt *такое* u. a. Unrichtig sind wohl die Formen „српорејом“ (S. 119) oder „радџс“ (S. 147). Wenn die Rede vom Verlust der Stimmbeteiligung im Auslaut ist und nach *сам* (für *сад*) *дуб* notiert wird, stiftet das Verwirrung. Und wenn für russisches [č'o] des Substandards „че“ (S. 247) statt nach der Ratio des Autors *чо* notiert wird, wenn man „проблематичніше“ (S. 241) statt *проблематичніше* oder auch „разглядеть“ (S. 247) statt *разглядеть* antrifft, wirkt dies zunehmend störend. Es ist natürlich möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass zahlreiche der genannten Formen von verschiedenen Sprechern unterschiedlich ausgesprochen werden, doch der Autor möchte Schritte „Towards a Suržyk 'Grammar'“ setzen (so der Titel von Kapitel 3), sogar einen „Suržyk prototype“ beschreiben. Verlangt er dem Leser nicht zu viel ab, wenn er im Transkript einer Radiosendung kommentarlos abwechselnd das russische und das ukrainische Alphabet einsetzt („забираєш“ neben „солиднее“ etc., S. 281), und ist das sinnvoll? Sicherlich ist dem Autor zugute zu halten, dass seine Aufgabe nicht einfach ist. Dennoch muss festgestellt werden, dass hier im formalen Bereich – und zwar auch im sprachwissenschaftlich höchst relevanten – sehr vieles im Argen liegt.

Die Arbeit weist neun Abschnitte auf: „1. Introduction“, „2. Methodology“, „3. Towards a Suržyk 'Grammar'“, „4. Dialectal Interaction and Suržyk Variations: Charkiv and Černihiv“, „5. A Diachronic Parameter in the Evaluation“, „6. The Role of Language Contact“, „7. Socio-Cultural and Psycholinguistic Aspects“, „8. Suržyk in the Media: the Language of Verka Serdjučka“ und „9. Conclusion: Theory of Suržyk Nature“ [sic]. Dass nicht nur eine russisch-, sondern auch eine deutschsprachige Zusammenfassung geboten wird, überrascht ein wenig angesichts der gegenwärtig vorherrschenden Sprachkenntniskonstellationen.

Salvatore Del Gaudio stellt in seinem Buch eine Reihe diskussionswürdiger Thesen auf. Nicht alle überraschen, nicht alle sind neu, und nicht mit allen wird man übereinstimmen. Zunächst sieht der Autor die vorhandene Fachliteratur und Versuche einer Definition des Begriffs „Suržyk“ durch. Besondere Beachtung findet mit Recht die ukrainischstämmige US-amerikanische Anthropologin Laada Bilaniuk mit ihrem bemerkenswerten Buch aus dem Jahr 2005 (*Contested Tongues. Language Politics and Cultural Correction in Ukraine*, Ithaca – London 2005, vgl. auch meine Rezension in der Zeitschrift für Slawistik Nr. 54, 2009/H. 1, S. 117–121). Es überrascht, dass der Autor zwar den mehrfach publizierten einschlägigen „Suržyk“-Aufsatz des Harvard-Slawisten Michael Flier erwähnt (*Suržyk: The Roles of Engagement*), aber nicht die Gelegenheit wahrnimmt, um dessen interessante Thesen zu überprüfen. Auch anderes fällt auf: Der Autor stimmt zwar mit Laada Bilaniuk (eigentlich aber auch mit vielen anderen) darin überein, dass ganz unterschiedliche Ebenen der Sprachmischung „are to be understood under the label Suržyk“ (S. 31), dennoch liegt ihm trotz der damit konzidierten großen Variationsbreite daran, so etwas wie einen „general Suržyk prototype“ zu postulieren. Wie viele andere Autoren aus dem Westen wirft der Autor im Übrigen den ukrainischen Sprachnormierern vor, dass sie gegen den „Suržyk“ zu Felde ziehen, übersieht aber, dass das im Wesen ihrer Arbeit liegt, die ja den parallel gepflegten deskriptiven Umgang mit dem Phänomen keineswegs ausschließen muss. Dass der Autor der verdienstreichen Kiewer Soziolinguistin Larysa Masenko kurzerhand „a rooted prejudice against the non-standard language in which a vein of political rather than strictly sociolinguistic interpretation can be perceived“ (S. 32) unterstellt, ist bedenklich. Einen ähnlichen Ton schlägt der Verfasser auch an, wenn er einer anderen ukrainischen Kollegin aus dem Bereich der Normativistik kurzerhand eine „highly subjective view“ deswegen unterstellt (S. 37), weil sie die eigentlich offensichtliche Tatsache feststellt, der „Suržyk“ unterscheidet sich je nach Region. Auch das vorliegende Buch ist natürlich in vielerlei Hinsicht „highly subjective“, und das beginnt schon an der

Wurzel des Problems, der Dimension des Begriffes „Suržyk“. In der Arbeit wird nirgends eine auch nur annähernd zufriedenstellende Begriffsbestimmung vorgenommen. Ein Grundproblem besteht in der Tat darin, dass der Ausdruck „Suržyk“ nicht aus der Sprachwissenschaft kommt, sondern aus dem Umkreis der „gewöhnlichen Sprecher“. Angeblich wurde der Ausdruck ja, so die im August 2010 unerwartet verstorbene Lesja Stavyc'ka und Volodymyr Trub, das erste Mal in Oleksander Dovženkos Tagebuch im Jahr 1942 verwendet. Hier darf ich hinzufügen, dass sich Jurij Ševel'ov in seiner Autobiographie daran erinnert, den Ausdruck das erste Mal in den 1930er Jahren gehört zu haben, und zwar mit Bezug auf „die gemischte ukrainisch-russische Sprache des ostukrainischen Dorfes“. Ševel'ov war zu dieser Zeit bereits ein junger Spezialist für das Ukrainische – man darf daher mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass dem Ausdruck erst in den 1930ern oder höchstens ein wenig früher seine sprachliche Metaphorik beigegeben wurde. Auf dieser Grundlage versucht nun der Autor Folgendes festzuhalten: „This study relies on the postulation that Suržyk, intended here not only as the exclusive product of Ukrainian-Russian language contact, presumably began to take shape in the 19th and first quarter of the 20th century, parallel to the process of formation and standardization of the new Ukrainian literary language. I also assume that the Ukrainian dialectal substratum must have had a fundamental role in determining the basic structural and, to a lesser extent, lexical features of Suržyk“ (S. 40–41). Eine greifbare Definition findet sich jedoch nirgends, vgl. auch auf S. 20–21 die viel zu lockere Definition des vermeintlichen „prototype Suržyk“. Dennoch wird wenig später bereits davon gesprochen, dass „this 'language variety', used as a stable means of communication in most informal situations and / or when the speaker has not other communicative resources, was defined as the basic Suržyk type (or prototype)“ (S. 41). Wiederholt wird der Begriff „Suržyk“ in einen engen Zusammenhang mit der Kodifikation der modernen ukrainischen Standardsprache gestellt – ganz so, als ob der Begriff ohne die abgeschlossene Etablierung der modernen ukrainischen Standardsprache undenkbar wäre. Gibt es also Sprachmischungen nur dann, wenn beide Sprachen kodifiziert sind? Meine bereits zuvor mündlich und schriftlich geäußerten grundsätzlichen Bedenken gegen Versuche einer auf wissenschaftliche Präzision abzielende Neudefinition des „Suržyks“ erwähnt der Autor (Fn. 5, S. 12–13): Da der Ausdruck „Suržyk“ keinen wissenschaftlichen Ursprung hat und in der Umgangssprache tief verwurzelt ist, hat es m. E. wenig Sinn, dem Ausdruck eine neue, terminologisch verengte Bedeutung zu geben – noch dazu vielleicht eine, die mit dem ursprünglichen Gehalt nur noch wenig zu tun hat. Will man mit gutem Grund präzisere Kategorien einführen, sollte man den Pseudo-Terminus vermeiden. Als „Suržyk“ aber verstehen „ordinary speakers“ nach wie vor nichts anderes als eine Sprache, die sie als gemischt wahrnehmen, und zwar in allererster Linie eine solche, die aus ihrer Sicht aus ukrainischen und russischen Komponenten besteht. „Suržyk“ ist also das Resultat einer Sprachmischung des Ukrainischen und des Russischen und somit in weiterer Folge ein Ergebnis ukrainisch-russischer Sprachkontakte, die keineswegs erst auf das 19. Jahrhundert zurückgehen, sondern so alt sind wie das Zusammentreffen der beiden Sprachen. In der frühen Phase des intensivierten Zusammentreffens seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts war weder das Russische noch das Ukrainische eine kodifizierte Standardsprache, und doch waren beide Idiome zu diesem Zeitpunkt so gut belegt und etabliert (und wurden als verschiedene Sprachen wahrgenommen!), dass man sich ein ganz gutes Bild davon machen kann, welche Veränderungen im Russischen als Ergebnis eines Kontakts mit dem Ukrainischen in Frage kommen und umgekehrt. Massiv begann das Russische nachweislich erst seit den 1730er Jahren auf das Ukrainische einzuwirken. Ein großer Teil der russischen Elemente weist dabei Entsprechungen im Kirchenslavischen auf, doch nur wenige dieser Elemente sind zuvor im ukrainischen weltlichen Schrifttum bezeugt. Dass man die Russifizierung des ukrainischen hochsprachlichen Bereichs im 18. Jahrhundert nicht wirklich erfassen kann, wenn man nicht auch das ukrainisch-kirchenslavische Erbe berücksichtigt, scheint offensichtlich zu sein.

Kapitel 2 ist der „Methodology“ gewidmet. Leider sind die meisten Gedanken, die sich der Autor in diesem Abschnitt gemacht hat, und solche, die man noch hätte in Erwägung ziehen können, nur mangelhaft in die eigentliche Arbeit eingeflossen. Besonders verstört die Tatsache, dass man zwar das eine oder andere über das soziolinguistische Profil der Informanten erfährt (S. 58–59), dass aber das sprachliche Material diesen Informanten später überhaupt nicht zugewiesen wird, sondern ohne Identifikation im Raum steht. Die Folgen für die Interpretation sind zum Teil gravierend. Wie die Tonaufnahmen auf der dankenswerterweise dem Buch beigefügten CD zeigen, verwenden die Informanten eine derartig unterschiedliche Sprache, dass man auf diesen Schritt auf gar keinen Fall hätte verzichten dürfen. Mehrere „rein russischsprachige“ oder auch „rein ukrainischsprachige“ Passagen aus den Aufzeichnungen werden als „prototype Suržyk“-Material herangezogen. Diesen „prototypischen Suržyk“ im Sinn des Autors kann ich aus den beigefügten, sehr heterogenen Audiodokumenten beim besten Willen nicht herausfiltern.

Eben dieser „prototypische Suržyk“ soll in Kapitel 3 „Towards a Suržyk ‘Grammar’“ herausgearbeitet werden. Abschnitt 3.1 ist den „Phonetic and Phonological Characteristics“ gewidmet. Der Autor betont mehrfach, dass Phonetik und Phonologie nicht im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen. Seine Ausführungen zu diesem Thema sind in der Tat lücken- und fehlerhaft. So enthält etwa „двєсті“ (S. 68) keine neue geschlossene Silbe, die Vereinfachung der Konsonantengruppe in *када* (S. 69) u. a. ist keineswegs nur typisch für den „Suržyk“, sondern auch für die gepflegte moderne russische Umgangssprache in Russland selbst, der „Ersatz“ („substitution“) der Affrikaten *дж* und *дз* (S. 70) ist nur schwerlich als „Suržyk“-Merkmal zu definieren, sondern in den ukrainischen Dialekten weit verbreitet, und der Fall *зеркало/дзеркало* sollte nicht mit dem Fall *приїжаю/приїжджаю* (nicht: „приїджаю“, S. 70) vermenget werden. Es ist im Übrigen ein ganz wesentlicher Unterschied, ob ein vermeintlicher „Suržyk“-Sprecher „на останові/є“ oder „на руці“ sagt, denn nur im ersten Fall handelt es sich um einen lexikalischen Russismus. Hier kann nur empfohlen werden, sich aufgrund der Audiodateien selbst ein Bild von der Sachlage zu machen und für einen reflektierteren Zugang zur Ätiologie der sprachlichen Phänomene andere Quellen heranzuziehen.

Der zentrale Abschnitt 3. 2. „Towards a ‘Morphosyntax’ of Suržyk“ nimmt die Seiten 73–129 ein. Gerade hier kommt die ganz grundlegende, mit dem definitonischen Defizit verbundene Frage ins Spiel, was überhaupt letztlich als „Suržyk“ gelten kann und was man eigentlich innerhalb eines angeblichen „Suržyk“-Texts als Datenbasis heranziehen kann. Hier ist auch zu erkennen, dass nicht nur eine Zuweisung der Zitate zu den Sprechern, sondern auch eine bedeutend großzügigere Kontextualisierung des Materials notwendig gewesen wäre. Für sich betrachtet, stellen Belege wie „где большая промышленность“ oder „большая сім’я“ (S. 75) nichts anderes als russische Belege in (unpassender) ukrainisierter Orthographie dar. Vielleicht stehen sie ja noch dazu in ganz russischem Kontext, in der Rede von Sprechern, die eher zwischen zwei oder drei der Sprachen Ukrainisch, Russisch und „Suržyk“ wechseln, als dass sie sie mischen würden? Was wäre die Konsequenz für die Grammatik eines „prototype Suržyk“? Ein Anhang mit Transkripten der Äußerungen und generell eine bedeutend großzügigere Versorgung der Leserschaft mit Material, welches die oft sehr zweifelhaften Ergebnisse der Arbeit hätte überprüfbarer machen können, wäre wünschenswert gewesen. Immer wieder werden grammatikalische und allgemeine Denkkategorien durcheinander gebracht. Um nur ein Beispiel zu nennen: Als „Suržyk“-Variante der adjektivischen Komparativbildung wird (S. 76–78) u. a. *дуже* oder *багато* mit dem Positiv genannt; *дуже* in Verbindung mit dem Positiv aber ergibt höchstens im übertragenen Sinn möglicherweise eine komparativische Bedeutung, doch dabei liegt keine Komparativbildung vor; *багато* und der Positiv kommen wahrscheinlich überhaupt nicht vor; *багато* oder *дуже* mit dem Komparativ wiederum modifizieren diesen nur als Adverbien, so, wie dies im russischen Standard *гораздо* tun würde. Der Autor wiederum spricht in einer überraschenden Formulierung von einer „inacceptable confusion“ im „Suržyk“, wenn er darauf hinweist, dass dort manchmal komparativische For-

men in Superlativbedeutung vorkämen. Eben dies passiert jedoch bekanntlich auch in der russischen Standardsprache! Im selben Kontext findet man russisches „худжий“ (recte: *худший*) u. a. Dass man auch im Russischen zuhauf auf Superlativformen mit *самый* und synthetischen Komparativen wie *самый старший*, *самый лучший* trifft und es sich daher auch hier um kein exklusives „Suržyk“-Merkmal handelt, bleibt unerwähnt. Das ukrainische Äquivalent von russischem *трудно* ist eigentlich eher *важко* oder *тяжко* als *складно*, welches eher russischem *сложно* entspricht. So ergeben sich Fragen über Fragen: Wenn man in diesem Abschnitt, der doch weiterhin der „Suržyk“-Grammatik gewidmet ist, in einer Gegenüberstellung von „Adverbs of time“ (S. 81) die Formen *довго* (Ukrainisch) – *довго* („Suržyk“) – *долго* (Russisch) (oder in einer Gegenüberstellung von „Quantitative adverbs“ gar die Formen *мало* – *мало* – *мало* vorfindet, warum wird der einzige Unterschied zwischen den Formen, der ja phonetisch/phonologischer Natur ist (und nur im ersten Fall durch die Notationsweise zum Ausdruck gebracht wird), nicht im dafür vorhergesehenen Abschnitt zur Sprache erwähnt? Was heißt es, wenn im „Suržyk“ ein Äquivalent für ukrainisches *щодня* bzw. russisches *каждый день* fehlt (S. 82) und stattdessen eine gestrichelte Linie eingefügt wird – kann man etwa im „Suržyk“ das Konzept ‚jeden Tag‘ nicht verbalisieren? Ist es glaubwürdig, wenn als „Suržyk“-Äquivalent zu ukrainischem *дуже* und russischem *очень* die Form *багато* auftaucht (S. 82)? Oder dass die einzige „Suržyk“-Entsprechung zu ukrainischem *занадто* und russischem *слишком*, *чересчур* ausschließlich das markiert russische *чересчур* sein soll (ibid.)? Heißt es in der Liste der „Adverbs of manner“, ukrainischem *даром* und russischem *зря* entspreche im „Suržyk“ die Form *даром* – warum findet sich kein standardukrainisches *даремно* oder *дарма*, und warum wird russisches *даром* nicht genannt? Warum wird für den prototypischen „Suržyk“ die Form *пагано* (S. 80) notiert, obwohl das Akan’e doch für den „Suržyk“ untypisch sein soll?

Vor allem aber kristallisiert sich immer stärker die Grundfrage heraus: Was hat das alles eigentlich mit einer „Suržyk ‘Grammar‘“ zu tun? Was man vorfindet, ist vor allem eine Reihe von Extrapolationen zu ausgewählten Fragen der Lexik. Weiterhin reiht sich Frage an Frage: Soll man es dem Autor, ohne dass man mit irgendeinem Argument konfrontiert würde, einfach glauben, dass „the most recurring forms are the colloquial *оця* (nominative singular) and *оці*. ([sic] plural nominative for all three genders“ (S. 89)? Warum sollte dieses Pronomen, das in der Spalte des Ukrainischen nirgends auftaucht (S. 88–89), aber nun plötzlich „colloquial“ sein soll, vor allem im Nominativ Femininum Singular und im Nominativ Plural auftreten? Und wenn dies wirklich der Fall sein sollte, gibt es dafür irgendeine Erklärung? Wie soll man damit umgehen, dass als „Suržyk“-Endungen der Adjektive im Nominativ/Akkusativ Singular Neutrum *-oc/-e* genannt werden (S. 75), dass aber unter „The demonstrative pronoun ‘such‘“ (S. 90) nur *таке* auftaucht (ohne *такое*, jedoch neben *такая/така*)? Ist es wahrscheinlich, dass im „Suržyk“ nur *мною* auftritt, nicht aber *мної* (unter den Adjektivendungen tauchen jene des Instrumentals überhaupt nicht auf, weil nur die „most common endings“ genannt werden, S. 75)? Wie ist die angebliche „Suržyk“-Form „(за) нью“ (S. 92, nach der Ratio des Autors wäre zu schreiben gewesen: *за нейю*) einzuschätzen, die angeblich einem „(до) неї (ї)“ gegenübersteht? Dass der „Suržyk“ zwar die Dativform *мені* (*мне*) aufweisen soll, im Lokativ aber angeblich nur *мені*, soll man auch dies schlichtweg – glauben? Was ist von der Form „моюму“ zu halten (S. 94) – soll sie dialektale Verhältnisse wiedergeben – und wenn ja, welche? Liest man unter den „Suržyk“-Beispielen „Никого у нас нету“ (S. 95) ausnahmsweise ohne ukrainisierte Orthographie, ist diesem Verfahren irgendeine Bedeutung zuzumessen? Findet man im Abschnitt zum „Infinitive“ drei nicht besonders aussagekräftige Zeilen über die Infinitivendungen *-ти/-ть* (*-ть* ist bekanntlich in den ukrainischen Dialekten weit verbreitet), dafür aber eine rund einseitige Liste von Verben, denen offenkundig rein willkürlich teilweise Aspektpartner zugeordnet werden, teilweise aber nicht – was hat man dann über die Morphologie des Infinitivs im „Suržyk“ erfahren? Wie soll man die Formen der zweiten

Person Singular mit der Schreibung von *-шь* in der Reihe „знаєшь, живе, приишеи, хочеш“ (S. 99) interpretieren?

Zwischendurch liest man u. a. von „authonomy“ (zuvor: „rethorics“) und vom „declensional [statt: conjugational] pattern: *роблю, робиш* [...]“ (S. 100). Wiederholt finden sich Textbeispiele ohne Anknüpfungspunkte in den Listen, oder aber es ist nicht klar, ob ein Bezug zur vorhergehenden oder zur nachfolgenden Liste hergestellt werden soll (S. 81 u. v. a.).

Immer wieder wird in diesen Abschnitten im Übrigen postuliert, der „Suržyk“ zeichne sich dadurch aus, dass er „economic“ sei (S. 86: „Since Suržyk is an economic language it opts for one variant *i* among the three co-ordinative conjunctions, respectively *i, ü, ma* characteristic of the Ukrainian standard“). Das wäre eine interessante Beobachtung, doch wenn der „Suržyk“ deswegen eine „ökonomische Sprache“ sein soll, weil angeblich mehreren Synonymen oder Quasisynonymen im Ukrainischen und im Russischen häufig nur ein „Suržyk“-Ausdruck entsprechen soll, so stehen dieser Annahme selbst in den vom Autor zusammengestellten Listen allzu viele Beispiele gegenüber, in denen die Situation genau umgekehrt zu sein scheint. So werden etwa als Entsprechungen zu ukrainischem *це* (auch *оце* würde hierher gehören) und russischem *это* sowohl *это* als auch *це* und *оце* angeführt, wobei *это* in Klammer steht. Es mag ganz richtig sein, dass in unterschiedlichen „Suržyk“-Varietäten alle drei Pronomina gebraucht werden können; worin aber besteht dann die „Ökonomie“?

Im Abschnitt zum Imperativ kann man lesen: „Again Suržyk demonstrated to have at its disposal a wider range of morphological items to confer the required (perhaps, unconsciously) [sic] shade to the speech, in accordance to the interlocutor and the language contexts“ (S. 102). Wie der Autor zu diesem Urteil kommt, bleibt schleierhaft. Soll es darauf beruhen, dass im „Suržyk“ so wie im Russischen im Imperativ der 1. Person Plural auch *давай* verwendet wird (im Übrigen, was ungesagt bleibt, mit dem Indikativ der 1. Person Plural)? Dies gilt ja im ukrainischen Standard auch deswegen als nicht zulässig, weil es im Unterschied zum Russischen eine eigene Form des Imperativs der 1. Person Plural gibt. Oder soll man das Urteil darauf beziehen, dass im „Suržyk“ angeblich „the more idiosyncratic Ukrainian *xai* form occurs with a higher frequency than its Russian counterpart *нцть*“ (S. 102; wo und wie es verwendet wird, nämlich im Imperativ der 3. Person, bleibt wiederum ebenso ungesagt)?

Fast alles, was man im kurzen Abschnitt zur Bildung des Konditionals von Verben liest (S. 102–103), bezieht sich überraschenderweise auf die Konjunktionen in Konditionalsätzen, nicht aber auf die Verbalmorphologie. Zwischendurch eingestreute fragmentarische Feststellungen gleichsam allgemein theoretischer Natur wie jene über die Pronomina (S. 88) oder über die Substantiva (S. 205) sind wenig relevant. Konkrete Teilfragen, die seitens der Leserschaft auftauchen könnten – wie etwa jene, ob man denn im „Suržyk“, falls dort wirklich der Vokativ faktisch ungebräuchlich ist, die neuen russischen Vokativformen auf *-Ø* des Typs *Тань!* kennt – bleiben hingegen unbeantwortet.

Gerade angesichts des nachfolgenden Kapitels über die Rolle von Dialekten ist es verwunderlich, wenn behauptet wird, Verben mit dem Präfix *om-* stellten eine „hybridization of morphemics“ (S. 112) her: Die gemeinte Präfixform lautet im Ukrainischen üblicherweise *od-*, ist in den Dialekten weit verbreitet und begegnet auch in zahlreichen ukrainischen Standardformen; von Hybridisierung kann also keine Rede sein! Auf S. 122 heißt es hingegen, *od* sei eine allophonische Variante von *om*, doch innerhalb des Ukrainischen sind die Verhältnisse genau umgekehrt: *od* ist die unmarkierte Form.

Massive Probleme entstehen aufgrund der Auswahl des Materials. Ich beschränke mich auf ein paar Beispiele. Wenn es heißt „Я тут под Києвом. Это самое. Там десять кілометрів од Києва“ (S. 119), fragt man sich einmal mehr, was in diesem russischen, nach Gutdünken des Autors fragmentarisch in die ukrainische Orthographie überführten Beispiel als „Suržyk“ übrig bleiben könnte? Liest man danach „А шас почті в (у) каждого машина есть!“ (S. 120), stellt sich dieselbe Frage, trotzdem würde man gerne wissen, ob nun „в“ oder „у“ gesagt wurde. Vgl. auch „Ми долго гуляли по улицам Києва“ (S. 121) etc. etc. Man fragt sich, auf

welcher Grundlage die in den ostslavischen Umgangssprachen weit verbreiteten Konstruktionen des Typs „прийду поможу“ (S. 129) als „mistakes“ (S. 129) eingeschätzt werden. Die Form „чо“ wird beschrieben, als sei sie – noch dazu infolge des vermeintlichen „economy principle“ (S. 128) – nur dem „Suržyk“ zueigen. Man kennt sie allerdings als [č'ɔ] < [č'ivo] bestens aus der (gepflegten und weniger gepflegten) russischen Umgangssprache. Das Textfragment aus S. 129 zeigt, wie schwierig es ist, einen prototypischen „Suržyk“ festhalten zu wollen. Die Koexistenz des Russischen und des Ukrainischen (bzw. einer in der Tat gemischten ukrainisch basierten Varietät), die man hier vorfindet, beruht auch hier nicht auf Sprachmischung, sondern auf Sprachwechsel („code switching“). Kann man dann aber die russischen Textfragmente solcher Informanten schlichtweg als Materialbasis für den „Suržyk“ heranziehen?

Erstaunt stellt man fest, dass der Autor offensichtlich der Meinung ist, seine Ausführungen zur Lexik setzten erst auf S. 129 ein. Eine Liste der „most typical ‘Russianisms’ affecting Ukrainian, some of which are also used in fundamentally correct Ukrainian speech and are not to be necessarily interpreted as Suržyk“ (S. 129), steht im Kernbereich dieses Abschnittes. Angeblich wurde diese Liste „on the basis of personal empirical language data“ erstellt (S. 131), in einer Fußnote erfährt man jedoch, dass zumindest eine der beiden vergleichsweise kurzen Tabellen, die verdächtig vertraut erscheinendes Material enthalten, aus ganz anderen Quellen, nämlich aus einem der vom Autor so kritisch bäugten „Anty-Suržyk“-Ratgeber exzerpiert wurde – übrigens obwohl der Autor eben die benützte Quelle dafür kritisiert, dass einige der dort genannten Formen „not fully representative of prototype Suržyk speech“ seien (S. 133).

Kapitel 4 beleuchtet nun den Gegenstand „Dialectal Interaction and Suržyk Variations: Charkiv and Černihiv“ (S. 139). Hier meint der Autor: „The present approach [...] fundamentally questions the contemporary linguistic research tendency according to which Suržyk is ultimately the result of Ukrainian-Russian language contact or the outcome of exclusively socio-linguistic and psycho-cultural factors“ (S. 141). Wenn aber „Suržyk“ gemeinhin als russisch-ukrainische Mischsprache definiert wird, dann bestünde doch die näherliegende Konsequenz aus dem Nachweis der nicht-russischen Herkunft dieses oder jenes Phänomens darin, dass man es in diesem oder jenem Fall eben nicht mit wirklichem, sondern nur mit vermeintlichem „Suržyk“ zu tun hat. Wenn man noch dazu die Informanten wiederholt auffordert, sie mögen doch bitte so sprechen wie zu Hause oder in ihrer vertrautesten Umgebung – was ist dann so verwunderlich am Auftauchen dialektaler Merkmale und warum sollen sie unbedingt als „Suržyk“-Phänomene interpretiert werden? Was in diesem Zusammenhang mit „socio-linguistic and psycho-cultural factors“ gemeint ist, scheint unklar. Der Autor bemerkt an dieser Stelle, dass eine „appropriate evaluation of dialectal features“ durch den Mangel an „up-to-date standard works in present day Ukrainian dialectological studies“ behindert werde. Er diagnostiziert dann, dass die Dialektologie in der Ukraine seit der Zeit der Unabhängigkeit vernachlässigt worden sei, und versucht dies mit „the efforts made in the last decade to create a renewed national consciousness based not on similarities [mit dem Russischen, M. M.] but, on the contrary, remarking real and presumed differences“ (S. 143) zu erklären. Letzteres ist nicht nur eine billige Bestätigung gängiger Vorurteile gegenüber einem oft kritisierten ukrainischen Sprachnationalismus; es ist auch schlichtweg falsch. Eine ganze Reihe wichtiger dialektologischer Publikationen aus den letzten Jahren spricht eine andere Sprache. Es könnte natürlich sein, dass der Autor diese Arbeiten nicht als „up-to-date“ betrachtet, doch seine eigenen Ausführungen (in der Verlagswerbung liest man gar, er selbst habe die Dialekte eingeteilt!) machen jedoch nicht den Eindruck, dass ihm ein solches Urteil zustehen würde. Was man hier vorfindet, ist eine seitenlange Zusammenstellung aus den ukrainischen Standardwerken, die sich jedoch durch viel (!) zu sparsame Quellenhinweise, einen wenig nachvollziehbaren Eklektizismus und einige Fehler auszeichnet. Ich beschränke mich wiederum auf einige wenige Beispiele: Südwestukrainische Dialekte zeigen im Dativ Singular maskuliner Substantive vorwiegend nicht „-ові“ (S. 149), sondern -ови (-ову). Die Segmente „-я“ und „-йе“ [sic]

in den teilweise erhaltenen Adjektivlangformen *молодая*, „молодой“ [sic] sind selbst keine „ending“s (S. 150). Angeblich gilt Folgendes: „For verbs, there is a soft ending in the second person singular and plural of the present tense [...]“ (S. 150). Es handelt sich wohl um einen Lapsus; gemeint ist wahrscheinlich die dritte Person. Die a. a. O. vom Autor hergestellte Verbindung der dialektalen Verbformen *ходе* und *зна* ist bedenklich amateurhaft: „[*ходе*...] may show either the ending in *-e*; for example *ходе, носе* etc., or as occurs in some local dialects, this may disappear altogether along with the /j/, e. g. *він зна* [...]“ (S. 164). Unter 4.3.5. soll man, wie man aus der Überschrift schließt, etwas über „Dialect/Surżyk Constructions“ (S. 152–153) erfahren – was man vorfindet, ist jedoch etwa eine Handvoll kurzer Belege aus einer ukrainischen Dialektchrestomathie, in denen jene Formen fett gedruckt sind, die der Autor als „Surżyk-Elemente“ in Betracht zieht, darunter erstaunlicherweise auch die ukrainische dialektale und umgangssprachliche Form *зна* (statt standardukrainischem *знає*) u. a. Über „Konstruktionen“ aber erfährt man gar nichts. Auf S. 153 wird allen Ernstes behauptet, das Wort *бутилка* sei of „old Russian origin“, und unter angeblichen polissischen Lexemen findet man *нож, пагулять* oder *тепло* – von abweichenden Lexemen kann hier allerdings natürlich keine Rede sein. Phonologie, Morphologie, Syntax und Lexik werden im gesamten Buch wild durcheinandergewürfelt. Dass der Autor nicht zögert, den für das Polissja typischen diphthongischen Reflex aus Jat' wiederholt einfach als *ε* wiederzugeben, spricht nicht gerade für sein dialektologisches Feingefühl. Folgender Beleg soll im Übrigen als Beispiel für Akan'e im „Surżyk“ der Region von Černihiv gelten: „Я частний препрiнiматель [sic], а вaще я глава партii на районaм“ (S. 160). Auch dieser Informant hat zumindest diesen Satz schlichtweg auf Russisch gesprochen.

Im wichtigen Kapitel „A Diachronic Parameter in the Evaluation of Surżyk“ wird zunächst über das Kirchenslavische des 17. Jahrhunderts behauptet, dass „even the illiterates passively knew and understood this language, since it was first of all the language of the Divine Cult“ (S. 170). Woher diese Zuversicht kommt, bleibt unklar: die meisten bekannten Fakten sprechen nämlich dafür, dass das Kirchenslavische den Laien zunehmend fremd geworden war. Die liturgische Funktion einer Sprache kann wohl auch schwerlich als Argument für deren Verständlichkeit herangezogen werden, wie schon das Beispiel des Lateinischen zeigt. Wenig später wird über das Verhältnis des Russischen zum Ukrainischen behauptet, dass „a clear differentiation between the two languages at least throughout the 19th century was only consciously known to learned men“ (S. 171). Der Satz ist in dieser Form nicht ganz verständlich; vermutlich ist jedoch gemeint: „was consciously known only to learned men.“ Dann aber ist dem entgegenzuhalten, dass schon in der frühen Neuzeit in Moskau aus dem Ukrainischen (damals genannt „малорусскій“ oder „литовскій языкъ“) übersetzt wurde. Soll man Spekulationen über das Sprachbewusstsein der „einfachen Sprecher“ mehr Vertrauen schenken als solchen belegbaren Fakten? Der Autor meint, dass „the standardization process of modern Ukrainian began about two centuries ago [...] without, in my opinion, having been fully accomplished yet [...] I have come across divergent opinions, even among university teachers and scholars, in judging as correct the usage of grammatical, lexical items and expressions“ (S. 171–172). Ähnliches gilt freilich für jede andere Standardsprache; die Unterschiede sind hier eher gradueller als prinzipieller Natur. Im Übrigen wird – und soll wohl auch – keine der modernen Standardsprachen jemals wirklich „fertig“ sein. Problematisch wird der Zugang des Autors, wenn er versucht, die Existenz von Kirchenslavismen und das schrittweise Vordringen von Russismen in ukrainische Dokumente des 18. Jahrhunderts wegzuarargumentieren mit „the strong language planning of the last fifteen years, intentionally banning all those items similar to standard Russian,(and [sic] we can add Church Slavonic)“ (S. 173). Dieses billige Argument gegen einen vermeintlichen ukrainischen Sprachnationalismus, das schon vorhin verstört hat, begegnet an mehreren Stellen des Buches. Im Übrigen wissen die Sprachhistoriker genau, dass nicht jedes Wort aus dem ukrainischen Schrifttum, das mit dem Russischen oder auch Kirchenslavischen übereinstimmt, von vorneherein als Russismus

zu werten ist (auf S. 199–200 bringt auch der Autor letztlich Belege dafür, dass seine Meinung nicht gerade neu ist). Und so stößt man einmal mehr auf einen verstörenden Aspekt des Buches, wenn der Autor mit dem Anspruch antritt, eine „Theorie“ entwickelt oder eine Beobachtung gemacht zu haben, die von der Arbeit anderer bestätigt werde, diese „Theorien“ jedoch schon seit Langem bekannt sind (über eine Kollegin, die schon seit mehr als einem Jahrzehnt eine der vom Autor eingebrachten Thesen vertritt: „Her article [...] confirmed the conclusions I reached“ [...], S. 190; später: ein Autor einer aus dem Jahr 1997 stammenden Publikation „shared my view“, S. 259). Von Interesse ist dies nur dann, wenn man sich den mitunter anmaßenden Ton des Buches vor Augen hält. Im gegebenen Zusammenhang etwa beruht der Versuch, kirchenslavisches Sprachgut in die Geschichte der ukrainischen Sprache zu integrieren, deutlich auf der Interpretation von Ansätzen, welche die Kiewer Sprachhistorikerin Lidija Hnatjuk schon vor mehreren Jahren entwickelt hat, um einen alternativen Zugang zur Sprache Hryhorij Skovorodas zu entwerfen. Muss man sich aber wirklich wundern, wenn man in ukrainisch-kirchenslavischen Werken aus dem 16. und 17. Jahrhunderts Elemente findet, die mit dem Russischen übereinstimmen? Die Besprechung des kirchenslavischen Materials aus mittelukrainischen Quellen ist von einer selten gesehenen Oberflächlichkeit. Zahlreiche Fehler – so etwa die fehlerhafte Wertung der Konjunktion *бо* (S. 177 und S. 253) oder der Verbform *заробит* (S. 179) als Russismen oder Kirchenslavismen, die Fehlinterpretation von *забывати* (das nicht als Äquivalent zu russischem *забывать*, sondern als ukrainische Schreibung von *забивати* zu werten ist, S. 179) und die fehlerhafte Deutung der Form *гарло* als Akan’-e-Beleg (ukrainisiert aus polnischem *gar(d)ło* – woher soll auch das vermeintliche „akan’e, typical of some Polissian dialects“ in der akzentuierten Silbe stammen?); auch auf morphosyntaktischer Ebene das mangelnde Verständnis dafür, dass *по случаю* nicht nur als *no* + Dativ, sondern auch als *no* + Lokativ interpretiert werden kann, – all das verstärkt den Eindruck von einer eingeschränkten Kompetenz des Autors in diesem Bereich. Glaubt der Autor wirklich, irgendein halbwegs vernünftiger ukrainistischer Diachroniker würde die Formen *послѣ* oder *городѣ* in älteren Texten als Russismen bewerten wollen? Was sollen die Listen der Kirchenslavismen oder nicht mit dem modernen Ukrainischen übereinstimmenden Formen aus älteren ukrainischen Texten (S. 182–186) beweisen: dass diese Worte nur deswegen nicht im modernen Ukrainischen integriert sind, weil die Ukrainer sich unbedingt vom Russischen abgrenzen wollten und „today these elements are also stigmatized as Russianisms or Surzykisms, although some of them are present in most writings“ (S. 186)? Was hat sich der Autor gedacht, als er Formen wie *гость*, *ножь* oder *зде*, die sich ausschließlich durch ihre etymologische Orthographie von ihren modernen ukrainischen Äquivalenten unterscheiden, in diese Listen aufgenommen hat? Was, als er u. a. folgende vermeintliche „Surzyk“-Belege aufgelistet hat: „Ось підіть лиш в неділю або в празник по Полтаві, то побачите ... , що і *розказати* не можна“ (S. 195), „так *тогді* вже, тее-то, і *охвищери* до мене ...“ (S. 196), „*Бо од Києва до Вишгорода гори оступились*“ (S. 196). Keine der Kursivierungen, die offenkundig „Surzykisierung“ markieren sollen, ist nachvollziehbar. Die einzige tatsächlich in Frage kommende Form *празник* aber ist, wie ja schon die Orthographie [der späteren Herausgeber] anzeigt, ein tatsächlich eingebürgerter Kirchenslavismus des Ukrainischen, der vor allem in der Bedeutung ‘Kirchenfeiertag’ durchaus standardgemäß ist und mit Sicherheit kein genuiner Russismus (vgl. auch das dazugehörige ukrainische Verb *празникувати*!). Hat der Autor so bewiesen, dass es „obviously premature“ ist, „to speak of Surzyk before the fixation of a literary standard“ (S. 190)? Eine Voraussetzung dafür wäre doch, dass der „Surzyk“ letztlich als eine Mischung der beiden Standardsprachen Russisch und Ukrainisch definiert würde. Das wäre allerdings, wie erwähnt, nicht nur eine recht willkürliche Interpretation eines umgangssprachlichen Wortes, für die erst Verbündete gesucht werden müssten, sondern es würde letztlich auch dem in diesem Buch gewählten Ansatz widersprechen. Das Bild, dass die Wurzeln des „Surzyks“ letztlich vor allem darin zu finden seien, dass „many writers and intellectuals, in order to emphasize the autonomy of the Ukrainian language form [sic] the Russian

language, began to purposely avoid those lexical items and constructions which were common to both literary languages“ (S. 203), führt in die Irre. Richtig und allgemein bekannt ist, dass die ukrainischen Standardisierer ihre Sprache mitunter bewusst vom Russischen, im Übrigen aber auch vom Polnischen distanziert haben, so wie dies mutatis mutandis für die Standardisierer vieler anderer Sprachen charakteristisch ist. Was aber sollen die zwei Literatursprachen sein, die hier als Ausgangspunkt im 19. Jahrhundert genannt werden? Ist nun etwa doch das Ukrainische vor seiner Standardisierung gemeint? Was bedeutet „common to both literary languages“? Den Abschluss des Kapitels bilden einige Überlegungen zum Thema der „language consciousness“ der Vergangenheit.

Kapitel 6 ist „The Role of Language Contact“ gewidmet. Hier stößt man auf folgende Fragen: „1. Which role did the Russian language effectively play in relation to the Ukrainian local varieties before standardization? 2. Is it legitimate to speak of two totally distinct languages prior to a certain epoch, as the post-Soviet studies imply? 3. When did this contact situation begin approximately?“ (S. 212). Keine dieser Fragen wird überzeugend beantwortet. Dass der Wandel von *o* > *i* als solcher etwa in die altostslawische Periode verlagert wird, spricht für sich. Der Versuch, die ukrainische sprachliche Eigenständigkeit gegenüber dem Russischen auf das späte 19. oder gar das 20. Jahrhundert einzuschränken, wurde schon allzu oft vorgenommen, als dass man im Detail auf ihn eingehen wollte. Zu viele allgemein bekannte Fakten sprechen dagegen. Die vom Verfasser angestrebte „Typology“ of Suržyk“ ist nicht minder willkürlich als bisher vorgelegte Versuche. Sein Versuch, ein Zitat von Oleksa Horbač als Argument für die Existenz eines russisch-basierten „Suržyks“ heranzuziehen (S. 245), beruht offensichtlich auf einem Missverständnis. In diesem Kapitel lesen wir auch: „Prototype Suržyk is a first language for the majority of its speakers; it arose in a situation where two languages were involved: Russian and Ukrainian, and it does not show particular lexical restrictions [...]. As far as the structure is concerned, one might observe, as noted above, in the most Ukrainized core of this ‘language’ a certain degree of reluctance (constraints) in openly accepting new Russian (morpho-syntactic) features, replacing those already established by usage“ (S. 238). Wieviel „prototype“ bleibt hier übrig? Und wird nun „Suržyk“ nicht doch wieder weitgehend auf das Ergebnis des ukrainisch-russischen Sprachkontakts reduziert (vgl. auch S. 244)?

In Abschnitt 7 „Socio-Cultural and Psycholinguistic Aspects“ wird ein eigenartiges Narrativ konstruiert, wenn der Autor aufgrund der Tatsache, dass irgendwann irgendein Teilnehmer einer Konferenz die Metapher eines Krieges gegen den Gebrauch des Russischen in der Ukraine verwendet haben soll (S. 253), selbst auf eine unangebrachte „military terminology“ (S. 253) zurückgreift. Der Autor versucht hier zwischen „absolute“, „non-absolute“ und „semi-absolute“ Sprechern zu unterscheiden (S. 257–258). Warum er auf Ukrainisch „suržykomovcy“ und nicht *suržykomovci* schreibt, bleibt unklar. Die Einteilung der Sprachvarietäten in Ukrainisch als „very high variety“, Russisch als „high variety“ und „Suržyk“ als „very low variety“, wobei „the various degrees of interference and the use of a socially marked Russian or Ukrainian variety could be interpreted simply as the ordinary *low variety*“ (S. 259), ist diskussionswürdig. Der Autor spricht sich hier selbst zu, dass „it has been proved that prototype Suržyk, collected consistent Ukrainian historic-dialectal elements with the addition of a certain percentage of Russianisms, before standardization took place“ [alles sic] (S. 260). Es folgen einige fragebogengestützte Beobachtungen über das Sprachverhalten von Schülern und einige soziolinguistische Beobachtungen, die mitunter überraschen: Die Sprachensituation der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche in einen Topf zu werfen (S. 264), ist unangebracht. Dass der Autor meint, einem „Suržyk“-Sprecher sei nicht aufgefallen, wenn er in einer Erzählung über seinen Militärdienst in Kasachstan die Worte seines Vorgesetzten auf Russisch zitiert habe, scheint eine kühne Hypothese zu sein u. a.

Ein kurzer Abschnitt über „Suržyk in the Media: The Language of Verka Serdjučka“ macht den Abschluss, dann folgt die „Conclusion: Theory of Suržyk Nature“ [sic]. Auf S. 327

ist die Rede von einem Appendix zu der ursprünglichen Dissertation. Ich selbst sehe dort allerdings im Buch und auf der CD nur die „Recorded Transcriptions“.

Dem Autor ist zugute zu halten, dass er sich kein einfaches Thema gewählt hat. Dem Anspruch, eine Alternative zu den „premature“ Erkenntnissen der „many superficial observers“ (S. 242) erbracht zu haben, wird er allerdings nicht gerecht.

Michael Moser
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 michael.moser@univie.ac.at

Wilhelm Baum (Hrsg.), Urban Jarnik. Romantik, Nationalismus und Panslawismus in Kärnten, Klagenfurt – Wien (Kitab-Verlag) 2009, 216 S.

Das vorgelegte Buch behandelt die Tätigkeit des Kärntner slowenischen Priesters Urban Jarnik, seine Stellung als slowenischer Intellektueller zur Zeit des Vormärz, seine Mitarbeit in und seinen Konflikt mit der Zeitschrift *Carinthia* und seinen wachsenden Hang zum Panslawismus. Er war eine wichtige Gestalt der slowenischen Intelligenz, deren Bedeutung weit über Kärnten hinausging. Er arbeitete autodidaktisch als Dichter, Historiker, Slawist und Volkskundler und hielt Verbindung zu zahlreichen Wissenschaftlern seiner Zeit, von Kopitar bis Sreznjevskij.

Das Buch besteht aus mehreren Kapiteln über Jarnik und von Jarnik: Aus der Feder des Herausgebers finden wir die Biographie Jarniks (7–46), dann eine Auswahl von Jarniks Gedichten und die Ballade *Das unbesiegte Hochosterwitz* in deutscher Übersetzung, ferner *Samo, König der Karantaner Slawen* und *Andeutungen über Kärntens Germanisierung* (47–129) (beides ursprünglich auf Deutsch geschrieben), weiters die Jarnik-Regesten des Herausgebers (130–184), das Literaturverzeichnis (185–187), einen Beitrag von Theodor Domej (*Über Jarniks Stellung in der slowenischen Sprach- und Kulturgeschichte*, 188–210) und schließlich die Darstellung Jarniks im *Biografisch-bibliografischen Kirchenlexikon*, wiederum vom Herausgeber.

Baum arbeitet in seiner biographischen Darstellung das Verhältnis zwischen dem Deutschen und dem Slowenischen heraus. Den Franzosen kam mit der kurzzeitigen Einverleibung des westlichen Kärnten in die Illyrischen Provinzen eine wichtige Rolle zu, weil in diesen das Slowenische erstmals die Rolle einer offiziellen Sprache erhielt. In Klagenfurt war Jarnik (1784–1844) Mitarbeiter der Zeitschrift *Carinthia*, die „zunächst vom liberalen städtischen Bürgertum geprägt war und erst später ins deutschnationale Fahrwasser geriet“ (15). Bereits 1811 wandte sich Jarnik gegen die Unterdrückung der slowenischen Sprache in Kärnten, was dann in seinen (auch heute lesenswerten) *Andeutungen über Kärntens Germanisierung* (hier abgedruckt S. 86–129) kulminierte und jeden weiteren Zugang zur *Carinthia* verhinderte. Über den Inhaber der Grazer slowenischen Lehrkanzel ab 1812, Primic, fand Jarnik Kontakt mit führenden Slawisten und slowenischen Kulturschaffenden seiner Zeit. In diesem Beitrag des Herausgebers findet man auch Angaben über das erste Auftreten des Ethnonyms Slowenisch. Erste Gedichte Jarniks wurden in der *Carinthia* übersetzt. Jarniks Tätigkeit als Historiker mit seiner Nachbesserung der Inschrift auf dem Herzogstuhl und deren slawischer Deutung wird behandelt, illustriert auch durch den Nachdruck des oben genannten Aufsatzes über Samo. Im Laufe der Jahre wandte sich Jarnik immer mehr dem Illyrismus zu; im Konflikt der

Neuerer mit dem Kopitarkreis schloss er sich den Illyristen an. Neben diesem spielte auch die pannonische Theorie vom Ursprung des Altkirchenslawischen eine wichtige Rolle für die Festigung des Selbstbewusstseins der Slowenen. Zunächst auf der Seite Metelkos schrieb Jarnik ab 1837 in der Gajica (der Terminus wird S. 35 fälschlicherweise auch für die Sprache selbst gebraucht). In den letzten beiden Jahrzehnten widmete sich Jarnik hauptsächlich der Volkskunde, zu seinen Freunden zählten der spätere Bischof Slomšek und Matija Majar Ziljski, der Anhänger einer gesamt-slawischen Sprache. Hingewiesen wird auch auf Jarniks Etymologisieren sowie auf seine Kontakte mit den Russen Sreznevskij und Prejs.

Das Buch ist für den deutschsprachigen Leser gedacht. Es enthält eine gute Darstellung von Jarniks Stellung in der Kärntner und der slowenischen Romantik bis zum Panslawismus. Nützlich für weitere Untersuchungen sind die umfangreichen Regesten (die diakritischen Zeichen fehlen öfter). Sehr gehaltvoll ist Domejs Beitrag über Jarniks Stellung in der slowenischen Sprach- und Kulturgeschichte.

Leider ist der Satz des Buches sehr schlampig; die Zahl der Druck- oder Satzfehler ist groß! Sinnstörend ist auf S. 42 Mirko statt (Anton) Murko. Auf Erich Prunč 1988 wird zwar verwiesen, doch sucht man den Buchtitel vergebens (er lautet: *Urban Jarnik (1784–1844). Textologische Grundlagen und lexikologische Untersuchung seiner Sprache. Band I: Kritische Edition der Gedichte und Übersetzungen; Band II: Wortschatzanalyse*, Klagenfurt / Celovec: Hermagoras / Mohorjeva 1988). Unhaltbar ist der Satz „Eine süddalmatinische Mundart wurde zur Grundlage des ‚Illyrischen‘“ (36).

Gerhard Neweklowsky
Emil Mendegasse 15
9073 Klagenfurt, Österreich
gerhard.neweklowsky@uni-klu.ac.at

Elena Koriakowcewa (Red. nauk.), *Przejawy internacionalizacji w językach słowiańskich*, Siedlce (Wydawnictwo Akademii Podlaskiej) 2009, 205 S.

Die politischen, sozialen und kulturellen Wandlungen seit Ende der 1980er Jahre haben auch Veränderungen in der Lexik, im Stil und in den Kommunikationsnormen der slawischen Sprachen bedingt, wobei sich die Internationalisierung als eine der führenden Entwicklungstendenzen erweist. Nachdem die erwähnten und andere Veränderungen bis zur Mitte der 1990er Jahre in zahlreichen Publikationen, darunter in der Reihe „Najnowsze dzieje języków słowiańskich“¹, anhand der einzelnen Slawinen erfasst worden waren, wurde wiederum auf Anregung von St. Gajda ein Projekt ins Leben gerufen, das sich speziell dem Vergleich neuerer Entwicklungen in der Slavia widmen soll. Vier Bände sind bisher erschienen², wobei

¹ Gajda, St. [Leiter des Redaktionskomitees der Reihe], *Najnowsze dzieje języków słowiańskich*, Opole 1996–2004.

² Ohnheiser, I. (red. nauk.), *Komparacja systemów i funkcjonowania współczesnych języków słowiańskich*. 1. *Słowotwórstwo/Nominacja*, Opole 2003; Sawicka, I. (red. nauk.), *Komparacja [...]*. 2. *Fonetyka/Fonologia*, Opole 2007; Mokijenko, W./Walter, H. (red. nauk.), *Komparacja [...]*. 3. *Frazeologia*, Opole 2008; 4. Lubaś, W., *Komparacja [...]*, 4. *Polityka językowa*, Opole 2009.

u. a. deutlich wurde, dass sich bestimmte Tendenzen in den Einzelsprachen mit unterschiedlicher Intensität und funktionaler Ausrichtung sowie in unterschiedlichem Tempo durchsetzen.

Derartige Differenzierungen gehen, neben zahlreichen Gemeinsamkeiten, auch aus dem hier zu besprechenden Sammelband³ hervor, dessen Beiträge jedoch nicht durchgängig sprachvergleichend angelegt sind. Darüber hinaus berücksichtigen sie neben gegenwärtigen auch historische Internationalisierungsprozesse und verfolgen diese in den Standardsprachen, in Terminologien und in Soziolekten, illustriert mit einem reichen Belegmaterial aus dem Russischen, Ukrainischen und Weißrussischen, dem Polnischen und Tschechischen sowie dem Slowenischen und Bulgarischen.

Die Herausgeberin des Bandes, *Elena Korjakovceva*, begründet in ihrem Beitrag (S. 179–199) die Auffassung, dass sich aufgrund der Globalisierung – der „europäischen Globalisierung“ vom 18. bis zur ersten Hälfte des 20. Jh. und der „amerikanischen Globalisierung“ (zweite Hälfte des 20. Jh. bis zur Gegenwart) – in der Wortbildung der slawischen Sprachen zwei Subsysteme herausgebildet haben: neben das heimische sei ein internationales Teilsystem getreten. Diese Feststellung wird durch die Analyse der aktivsten entlehnten Formanten untermauert, wobei gezeigt wird, dass eine Reihe von Wortbildungskategorien in den Slawinen ausschließlich von internationalen Morphemen realisiert wird.

Charakteristische Erscheinungen der Konvergenz zwischen den slawischen Gegenwartsprachen unter dem Einfluss der Internationalisierung stellt auch *Cvetanka Avramova* (S. 77–88) fest, die im Einzelnen die Aktivierung der nominalen Präfigierung sowie Komposita mit fremdsprachlichen Stämmen im Bulgarischen behandelt.

Wie der Internationalisierung andererseits durch sprachpflegerisch gelenkte Nationalisierung begegnet wird, die zum Teil mit puristischen Tendenzen einhergeht, demonstriert *Aljaksandr Lukašaneč* (S. 109–122) anhand der weißrussischen Wortbildung.

Krystyna Waszakowa (S. 11–28) geht den Folgen der Ausbreitung fremdsprachlicher Strukturen für das Wortbildungssystem und das lexikalische System des Polnischen nach, zeigt dabei jedoch auch die thematischen und kommunikativen Grenzen auf, innerhalb derer sich diese Expansion vollzieht. Anhand einer Kontextanalyse metasprachlicher Äußerungen macht Vfn deutlich, dass die Übernahme von Anglizismen durchaus nicht völlig unreflektiert erfolgt.

Dennoch wird der Eindruck der Omnipräsenz von Internationalismen auch durch deren Wortbildungsaktivität verstärkt. So untersuchen *Luiza Petrova* und *Aleksandr Petrov* (S. 137–153) Wortbildungsnester zu allgemeingebäuchlichen Entlehnungen (z. B. Personenbezeichnungen, *Nomina instrumenti*, *Lokativa*) im Russischen und Ukrainischen. Dabei verweisen auch sie auf die zunehmende Rolle der Komposition sowie auf die Aktivität der Ableitung aus Abkürzungen. *Larisa Racyburskaja* (S. 155–164) geht darüber hinaus der Rolle sozialer und kultureller Faktoren nach, die die Produktivität einzelner Wortbildungsmodelle beeinflussen, was anhand des häufigen Vorkommens von Okkasionalismen und Wortspielen in bestimmten Kommunikationsbereichen demonstriert wird.

Eine Reihe von Beiträgen beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel verschiedener Arten von Entlehnungen. So betrachtet *Jevgenija Karpilovs'ka* (S. 43–52) neben direkten Entlehnungen im Ukrainischen auch Bedeutungsentlehnungen und Lehnübersetzungen (*Calques*), in denen sie gleichsam einen Schutzmechanismus für die Bewahrung der nationalen Spezifik des Lexikons und typologischer Züge der ukrainischen Benennungsbildung sieht. Aus sprachver-

³ Die Publikation basiert auf den Ergebnissen einer internationalen Online-Konferenz (7.2.2009) unter der Leitung von E. Korjakovceva. Einige Autorinnen und Autoren sind Mitglieder der Kommission für slawische Wortbildung beim Internationalen Slawistenkomitee und/oder wirkten bereits an der o. a. Monographie *Slowotwórstwo/Nominacja* mit.

gleichender Sicht kann sich das Gewicht derartiger Verfahren bei der Adaptation von Internationalismen jedoch relativieren, wie *Nina Klymenko* (S. 99–107) anhand des im Neugriechischen – gegenüber dem Ukrainischen – höheren Anteils an Lehnübersetzungen, hybriden Bildungen, Mehrwortbenennungen und Umschreibungen feststellt.

Geht es in der Mehrzahl der Beiträge um Internationalisierungserscheinungen in der Allgemeinsprache, wenden sich ein Artikel der Fachsprache und zwei weitere ausgewählten Soziolenkten zu:

*Ivana Bozděchová*⁴ (S. 53–62) analysiert Internationalisierungserscheinungen in der tschechischen medizinischen Terminologie und zeigt die Abhängigkeit des Vorkommens der Anglizismen von bestimmten Fachgebieten auf. Dabei weist sie zugleich auf folgenden Faktor hin: die Internationalisierung erschöpfe sich nicht in der Übernahme bestimmter Termini, es sei auch zu bedenken, dass sich nicht nur die Nomination, sondern auch die Kommunikation in bestimmten Bereichen zunehmend in der Fremdsprache vollzieht.

Mit der Hybridisierung von Neubildungen im Slowenischen, insbesondere im Nonstandard und in der emotional geprägten Jugendsprache im Internet befasst sich *Irena Stramljič Breznik* (S. 165–178). Dabei analysiert sie drei Verfahren: 1. entlehnte Elemente werden an die Wortbildungsregeln des Slowenischen adaptiert, 2. heimische Elemente werden nach dem Muster der Fremdsprache (vor allem des Englischen) miteinander kombiniert, 3. Einheiten mit fremdsprachlichen Elementen unterliegen der Verkürzung.

Elena Lukašanec (S. 123–135) zeigt in ihrem diachron orientierten Beitrag zu Entlehnungen in weißrussischen Soziolenkten Unterschiede in der Art des Sprachkontakts auf. Stellen ältere Entlehnungen vor allem ein Ergebnis des mündlichen Kontakts zu Nachbarsprachen dar, erfolgen neuere zumeist durch schriftliche Vermittlung ohne direkten Kontakt.

Auf direkten Sprachkontakt sind wiederum bestimmte Entlehnungen/Internationalismen im Russischen in der Diaspora zurückzuführen – ein Aspekt, dem sich *Natal'ja Avina* (S. 63–75) am Beispiel der russischen Sprachgemeinschaft in Litauen zuwendet. Zahlreiche neue Anglizismen oder Lehnübersetzungen stehen dort z. B. im Zusammenhang mit der EU-Mitgliedschaft Litauens und haben bislang keine Entsprechungen im Russischen auf dem Territorium der Russischen Föderation.

Welche spezifischen Aufgaben die Internationalisierung und namentlich der Zustrom von Anglizismen für die Lexikographie mit sich bringt, veranschaulicht *Renate Belentschikow*⁵ (S. 89–98) anhand der lexikographischen Kodifizierung von Anglizismen im Russischen, ihrer orthoepischen und orthographischen Varianten und grammatikalischen Besonderheiten.

Abschließend sei ein Aspekt aus dem Beitrag von *Galina Neščimenko* (S. 29–41) hervorgehoben: An der Adaptation von Internationalismen seien in der Regel die produktivsten Formanten beteiligt, und es zeige sich die Präferenz einzelner Wortbildungsmuster. Dies gestatte die Beobachtung sprachlicher Tendenzen innerhalb eines bestimmten synchronen Schnitts, die sonst nur anhand der Analyse umfangreichen Materials, auch unter Hinzuziehung diachroner Untersuchungen, möglich wäre. Wichtige Einsichten in die sprachliche Dynamik können auch bei der Erforschung der Konkurrenz zwischen heimischen und entlehnten Formanten gewonnen werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es der Herausgeberin *Elena Korjakovceva* gelungen ist, in diesem Band Beiträge zu vereinen, die bisher weniger berücksichtigte Zugänge zu dem Rahmenthema „Internationalisierungserscheinungen in den slawischen Sprachen“ er-

⁴ Vgl. auch: Bozděchová, Ivana (2009): *Současná terminologie (se zaměřením na kolokační termíny z lékařství)*, Praha.

⁵ Vgl. auch: *Russisch-deutsches Wörterbuch*. Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, hrsg. von Renate Belentschikow, Wiesbaden 2003 ff.

schließen, somit neue Einsichten vermitteln und zugleich Anregungen für weiterführende Untersuchungen bieten.

Ingeborg Ohnheiser
Institut für Slawistik, Universität Innsbruck
Innrain 52, 6020 Innsbruck, Österreich
ingeborg.ohnheiser@uibk.ac.at

From Poets to Padonki. Linguistic Authority and Norm Negotiation in Modern Russian Culture, edited by Ingunn Lunde & Martin Paulsen (= Slavica Bergensia 9), Bergen (Department of Foreign Languages, University of Bergen) 2009, 348 S.

Der Sammelband ist „the last major collective result“ des Forschungsprojektes „Landslide of the Norm“, das die Universität Bergen 2005 ins Leben gerufen hat und das sich mit Sprachwandel in der Zeit nach den zwei großen Umbrüchen im Russland des 20. Jahrhunderts befasst; gleichzeitig schlägt er bereits eine Brücke zum Nachfolgeprojekt „The Future of Russian“. Der Schwerpunkt liegt, wie schon im Vorgängerband *Landslide of the Norm. Language Culture in Post-Soviet Russia* (vgl. unsere Besprechung im „Wiener Slavistischen Jahrbuch“ 54/2008) eindeutig auf den Entwicklungen im heutigen Russland. Lediglich drei von siebzehn Artikeln befassen sich mit der Zeit nach der Oktoberrevolution. Was die siebzehn thematisch weit gestreuten Artikel verbindet, ist, dass in allen sprachliche Normen sowie die Diskussion darüber eine mehr oder weniger zentrale Rolle spielen. Als Beiträge zu dieser Debatte werten die Autoren auch den Gebrauch von Sprache, wobei diese „impliziten“ Beiträge umso prononcierter seien, je bewusster mit Sprache umgegangen werde. Dieser Zugang gibt den Herausgebern und Projektkoordinatoren die Möglichkeit, auch auf die Sprache fokussierte Interpretationen literarischer Werke in den Band aufzunehmen. An der Unterscheidung in explizite – metasprachliche – und implizite Beiträge zur Sprachdebatte orientiert sich auch die Anordnung der Artikel in dem Buch: Der erste Artikel legt diesen Unterschied theoretisch dar und betont die Wichtigkeit impliziter Beiträge. Danach folgen vier Artikel, die sich auf sehr unterschiedliche Weise mit Sprache über Sprache, also mit expliziten Statements, befassen: im Internet, in Literaturkritiken und in Äußerungen von Schülern.

Ingunn Lundes Beitrag zu „Performative Metalanguage“ bringt Beispiele für eine relativ „explizite“ Form der impliziten Metasprache und bietet so einen guten Übergang zu den nächsten drei Artikeln, die versuchen in den Werken zeitgenössischer Schriftsteller (Aleksej Slapovskij und Vladimir Sorokin) implizite Aussagen zur Sprachdebatte festzumachen. Der letzte dieser drei Artikel, der Parallelen zwischen Vladimir Sorokin und Marina Cvetaeva aufzeigt, schlägt zeitlich bereits die Brücke zu den drei folgenden, die literaturtheoretische Aussagen von Boris Pasternak und den beiden Formalisten Jurij Tynjanov und Roman Jakobson aus den 1920er und 1930er Jahren unter die Lupe nehmen. Die letzten fünf Texte sind wieder stärker linguistisch ausgerichtet und beschäftigen sich von sehr unterschiedlichen Standpunkten aus mit dem aktuellen Sprachwandel. In der Einleitung bringen die Herausgeber einen kurzen Abriss der Geschichte der Sprachnormen in Russland nach 1917 und gehen – wieder mit dem Fokus auf dem Unterschied zwischen expliziten und impliziten Beiträgen – auf den Begriff „norm negotiation“ ein, bevor sie die einzelnen Aufsätze kurz vorstellen. Im Anhang befinden sich Kurzbeschreibungen der wissenschaftlichen Tätigkeit der Autoren und ein Personenregister. Wie im Vorgängerband ist der Großteil der Aufsätze auf Englisch verfasst, der Anteil der russischen Beiträge hat sich mit sieben aber deutlich erhöht.

Living Norms von Henning Anderson bietet zum Einstieg eine genaue Einteilung von Normen nach logischen Kategorien. Nach einem kurzen Abriss zur Geschichte des Normbewusstseins und der Normfixierung bei den großen europäischen Sprachen nimmt Anderson eine Einteilung von Normen in deklarative und deontische Normen vor, die er danach jeweils in explizite und implizite Normen unterteilt. Für jede Unterkategorie gibt es wieder einen eigenen Namen (deskriptiv, experienciell, präskriptiv und „lebend“). Anderson fühlt sich auch bemüht, zu jeder Kategorie etwas zu sagen, sein eigentliches Interesse aber gilt den impliziten Normen und hier vor allem den implizit deontischen, also jenen Normen, die in einem großen „Metadialog“ von den Sprechern implizit ausverhandelt werden, indem diese Sprache gebrauchen. Durch das viele Input, das ein Sprecher bekomme, sage ihm sein Sprachgefühl nicht nur, was richtig oder falsch, sondern auch, was in bestimmten Situationen und gegenüber bestimmten Gesprächspartnern angemessen sei. Nach Andersons Meinung sind diese impliziten Normen für den Großteil der Sprecher wesentlich wirksamer als die expliziten deontischen (präskriptiven), wie man sie etwa in Grammatiken und Lehrbüchern findet. Diese hätten nur dann Wirkung, wenn sie in das System der „lebenden“ Normen übernommen würden. Da dies in Russland offenbar nicht passiert sei – nur Philologen würden die präskriptiven Normen befolgen – bezeichnet er das „sowjetische Standardisierungsprojekt“ als gescheitert (32). Seine Vision ist die der Herausbildung eines überregionalen, uniformen Standardrussisch im impliziten Metadialog, wie das bei der Herausbildung der meisten Standardsprachen der Fall gewesen sei. Die Tatsache, dass bei der Entstehung vieler Standardsprachen durchaus auch präskriptiv eingegriffen wurde, lässt Anderson unerwähnt.

Im Gegensatz zu Henning Anderson räumt Martin Paulsen in *Norm Negotiation in Russian Literary Criticism* auch der expliziten Diskussion von Normen durchaus Bedeutung ein. Ein Teilaspekt dieser Diskussion ist Gegenstand seiner Analyse: Paulsen untersucht Äußerungen der Kritik zu vier kontroversiellen Romanen der 1990er Jahre auf ihre „Tauglichkeit“ als Beiträge zur Debatte über Sprachnormen. An insgesamt 56 Rezensionen zu Viktor Erofeevs *Русская красавица*, Vladimir Sorokins *Норма* und Roman sowie Viktor Pelevins *Generation II* geht er mit der Fragestellung heran, ob die Kritiken, sofern sie sich mit der Sprache dieser Werke auseinandersetzen, als Beiträge zur Normendebatte gesehen werden können und welche linguistischen Elemente diskutiert werden. Mehr als die Hälfte der Kritiken setzen sich mit der Sprache der Werke auseinander. In Ermangelung vergleichbarer Studien aus der Sowjetzeit muss sich Paulsen hier mit der Annahme zufriedengeben, dass dies viel sei. Als Beitrag zur Sprachdebatte könnten vor allem jene Kritiken gewertet werden, die nicht nur allgemein über die russische Sprache philosophierten, sondern sich zustimmend oder ablehnend zur Verwendung gewisser Sprachelemente äußerten. Wie Paulsen anhand einiger ausgewählter Kritiken vorführt, sind die meist diskutierten Elemente Fremdwörter und „Mat“. Paulsens Artikel ist übersichtlich strukturiert, die Fragestellung wird – nach einer fundierten Einleitung zu Funktion und Bedeutung von Metasprache – klar formuliert und ebenso klar beantwortet. Dass die Ergebnisse – vor allem in Ermangelung von Vergleichsstudien – keine allzu weit reichenden Schlüsse zulassen, ist dem Autor bewusst.

Vera Zvereva untersucht in *«Язык падонкаф»: Дискуссии пользователей Рунета*, wie die Internet Community ihre eigene Sprache, den so genannten „язык падонкаф“ oder „олбанский язык“, debattiert. Zvereva stellt zunächst diesen Sprach- bzw. Schreibstil vor, der sich in den späten 1990er Jahren im damals noch recht engen Kreis der russischen Community entwickelt hat und sich sich vor allem durch absichtliche Verstöße gegen die Rechtschreibnormen, aber auch durch Wortspiele, absichtlich niedrigen Stil, Wörter aus dem Jargon der Computerfreaks und einiges mehr auszeichnet. Danach bringt sie einen kurzen Abriss seiner Geschichte, von seiner Entstehung im Umkreis von Literaturforen über seine Ausbreitung in die Bloggerszene bis zum Abflauen der Bewegung, nachdem der язык падонкаф in den elektronischen Medien zum Massenphänomen und also für die Szene nicht mehr wirklich interessant geworden war. Im Hauptteil ihres Aufsatzes analysiert Zvereva Threads aus metasprach-

lichen Internetdiskussionen dahingehend, welche Fragen im Zusammenhang mit dem язык падонкаф vornehmlich diskutiert, welche Positionen häufig eingenommen werden. Bei den Fragen geht es immer wieder darum, wer die wahren Urheber dieser Sprachform sind. Die Pioniere des олбанский язык wollen ihre Sprache nicht von den Massen vereinnahmen lassen. Sie stellen Regeln für das echte олбанский und Typologien des echten падонок auf und lassen somit erkennen, dass es ihnen mehr um die Unterscheidung von der Masse geht als um einen demokratischen Umgang mit Sprache, wie ursprünglich behauptet. Ein weiteres häufig diskutiertes Thema ist die Frage, ob der язык падонкаф als Indikator für einen allgemeinen Verfall der russischen Sprache gesehen werden kann. Wenn das auch einige Stimmen – vor allem aus dem nationalistischen Lager – behaupten, so herrscht zumindest im Internet die gemäßigte Meinung vor, dass der язык падонкаф keine Bedrohung, sondern eine von mehreren Quellen für das natürliche Phänomen der steten Erneuerung von Sprache darstellt. Die Entwicklung des олбанский, der sich im Großen und Ganzen wieder verloren hat, nachdem einige seiner Ausdrücke und Ausdrucksformen in die Umgangssprache übergegangen sind, scheint dies zu bestätigen.

Elena Markasova stellt in *«Я не употребляю вводные слова ...» (о судьбе вводных конструкций в русском языке последнего десятилетия)* eine Studie vor, in der sie achtzig Schülerinnen und Schüler unter zwanzig Jahren ihren Gebrauch der in mittleren Schulen üblicherweise gelehrtten Schaltwörter (вводные слова) reflektieren lässt. Diese Angaben vergleicht sie dann mit der Häufigkeit dieser Wörter im Russischen Nationalkorpus einerseits, in Aufsätzen von Schülerinnen und Schülern der elften Schulstufe andererseits. Markasova teilt die Begründungen der Jugendlichen, warum sie gewisse Wörter nicht verwenden, in Kategorien ein. Die bei weitem häufigste Kategorie ist die „historische“, d.h. die Jugendlichen halten gewisse Ausdrücke – Spitzenreiter sind hier дескать, помилуйте und к досаде – für veraltet. Aus der Tatsache, dass die als veraltet angegebenen Ausdrücke im Russischen Nationalkorpus im allgemeinen seltener vorkommen als jene, die die Schülerinnen und Schüler nicht beanstanden, zieht Markasova den Schluss, dass das Nationalkorpus das Sprachgefühl der Jugendlichen bestätigt. Die Daten aus dem Nationalkorpus, die sie in ihrem Artikel anführt, geben allerdings lediglich Aufschluss über die Häufigkeit während des gesamten im Korpus repräsentierten Zeitraums, d.h. von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis heute. Für alle als veraltet angegebenen Ausdrücke fällt der letzte Eintrag in die Zeit nach 1999. Die Daten enthalten also keine Information über einen Rückgang der Häufigkeit in den letzten Jahrzehnten, sodass Markasovas Schluss nicht wirklich nachvollziehbar ist. Man kann daraus lediglich entnehmen, dass die von den Jugendlichen als veraltet bezeichneten Ausdrücke in den letzten zweihundert Jahren insgesamt relativ selten gebraucht worden sind.

Eine zweite Kategorie, mit der sich Markasova näher befasst nennt sie „критерий коммуникативной целесообразности“. Hier spekuliert sie darüber, warum die Jugendlichen gewisse Schaltwörter als für ihre kommunikativen Ziele ungeeignet ansehen. Die Ablehnung von к несчастью etwa begründet sie damit, dass die Jugendlichen die Ausdrücke aus dem Zusammenhang gerissen zu wörtlich nehmen und ihre Formelhaftigkeit übersehen. Sie bringt in ihrer Argumentation Beispiele für к сожалению, geht aber nicht darauf ein, dass к несчастью vielleicht gerade deshalb abgelehnt wird, weil es weniger formelhaft wahrgenommen wird als к сожалению. Im letzten Teil, der Untersuchung von Schüleraufsätzen (u. a. zum bemerkenswerten Thema *За что я не люблю Маяковского*), sieht Markasova ihre im Laufe des Aufsatzes aufgestellte These, dass die Schülerinnen und Schüler Schaltwörter prinzipiell ablehnen, darin bestätigt, dass sie, wenn überhaupt immer die gleichen Ausdrücke verwenden, gesteht aber ein, dass dies auch auf die Textsorte bzw. die Instruktionen der Lehrer zurückzuführen sein könnte.

In *Wrong Is the New Right. Or Is It? Linguistic Identity in Russian Writers' Weblogs* untersucht Ellen Rutten nach einer Einführung über Schriftstellerblogs und die Bedeutung metasprachlicher Diskussionen, ob die Schriftstellerin Tat'jana Tolstaja in ihrem Blog die explizit

an ihre eigene Sprache bzw. ihre Haltung zur Sprache herangetragenen Forderungen in ihren Beiträgen auch einhält. Indem sie Tolstajas Äußerungen zum Thema Sprache sowie ihre Sprache selbst analysiert, zeigt Rutten, dass Tolstaja ihren eigenen Ansprüchen, nicht schulmeisterlich zu wollen und Fehlern gegenüber tolerant zu sein, nicht gerecht wird. Der Trend zur bewussten sprachlichen Unvollkommenheit, zu dem sich Tolstaja in ihren metasprachlichen Äußerungen bekenne, sei in ihrem Blog nicht zu erkennen. Rutten hat keinen einzigen sprachlichen Fehler gefunden, selbst Kochrezepte seien sprachlich sorgfältig komponiert. In Bemerkungen zur Sprache anderer spreche Tolstaja zu ihrer Fangemeinde lehrerhaft von oben herab und vertrete einen ausgesprochen normativen Zugang. Rutten scheut sich nicht, am Ende ihres klar strukturierten und auch durch seine treffende Sprache sehr erfreulichen Aufsatzes die Frage nach dem Sinn ihrer Untersuchung zu stellen. Dieser liege vor allem darin, aufzuzeigen, dass man expliziten metasprachlichen Äußerungen nicht immer trauen darf, sondern sich eher an den impliziten Statements zur Sprachdebatte orientieren soll.

Zu den impliziten Statements zählt auch das, was Ingunn Lunde in *Performative Metalanguage: Negotiating Norms Through Verbal Action* beschreibt. Der von ihr geprägte Begriff „Performative Metalanguage“ bezeichnet sprachliche Praktiken, häufig mit spielerischem Charakter, die von hoher Kreativität und hohem Sprachbewusstsein zeugen, gleichzeitig aber auch eine relativ entspannte Haltung zu Sprachveränderungen (und wohl auch eine bewusste Gegentendenz zum Sprachpurismus) erkennen lassen. Nach einem kurzen Abriss über die Geschichte der performativen Metasprache vom Mittelalter über die Sowjetzeit bis in die post-sowjetische Epoche geht Lunde auf drei aktuelle Beispiele genauer ein: Das erste ist Michail Ėpštejns Projekt *Дар слова*, der Versuch, die russische Sprache laufend mit neuen Wortschöpfungen zu bereichern und mit den Grenzen der Sprache auch die Grenzen der Welt zu erweitern und die Denkmuster zu ändern. Das zweite ist das sehr produktive Wortbildungsmuster des „Duponismus“, dessen Erfindung einem fiktiven Herrn Dupont zugeschrieben wird, in Wirklichkeit aber von einer Gruppe aus Ekaterinburg ausgeht und mittlerweile im Internet weite Verbreitung gefunden hat. Duponismen sind Wortverschmelzungen wie etwa *прихватизация*, die den Ausgangswörtern neue semantische Dimensionen hinzufügen bzw. schon vorhandene entlarven. Als drittes Beispiel nennt Lunde die in der Internet-Szene entstandene, bewusst gegen Normen verstoßende Sprache der „Padonki“ (vgl. S. 260), wobei sie sich hier auf die Erwähnung einiger besonders kreativer Wortschöpfungen konzentriert. Die erwähnten Beispiele sieht Lunde als Repräsentanten eines allgemein beobachtbaren Trends zu einem erhöhten Sprachbewusstsein, das sie als Ausdruck eines erhöhten Weltbewusstseins sieht, was zu allgemeiner Hoffnung Anlass gebe.

Einen ähnlich kreativen Umgang mit Sprache pflegt Michail Michailovič Nemešev, einer der Hauptcharaktere in Aleksej Slapovskijs Roman *Они*, mit dem sich Tine Roesen in *The Old Man's New Language* befasst. Er tut das allerdings aus der Not heraus, sozusagen als Gegenstrategie zu den Veränderungen nach dem Fall der Sowjetunion – insbesondere den sprachlichen –, die ihn von all den verunsicherten Figuren des Romans am meisten verunsichern. Dabei sind es weniger die vielen neuen Fremdwörter, die den pensionierten Soziologieprofessor schließlich in die Paranoia treiben, als die viel schwerer fassbaren Veränderungen in den Konnotationen der altvertrauten Wörter: [...] *родные слова будто кто-то подменял. Уже слово утро не кажется ясным и зовущим* (133). Zu diesem Schluss kommt Roesen im ersten Teil ihrer Analyse, der sich mit der Frage beschäftigt, welche Veränderungen Mikhail Mikhailovič als „Amateurlinguist“ (134) besonders wahrnimmt. Im zweiten Teil beschreibt sie, welche Strategien er anwendet, um der „semantischen Unzuverlässigkeit der Zeichen“ (132) zu begegnen. Einerseits erfindet er neue Bezeichnungen für die Realien in einer veränderten Welt, um nicht dem vertrauten Klang der alten Wörter aufzusitzen. Andererseits entwickelt er mit der Zeit eine Sprache, die versucht alles möglichst eindeutig zu benennen und daher sehr bürokratisch klingt. Slapovskijs impliziten Beitrag zur Sprachdebatte sieht Roesen in der Aussage, dass die Sprache in ihrer Vielschichtigkeit nicht in Einzelaktionen verändert

werden kann, wie es ähnlich einst in der jungen Sowjetunion versucht worden ist. Slapovskij selbst habe Freude an der natürlichen Veränderung von Normen, auch oder gerade wenn sie manchmal erdrutschartig vor sich gingen – nicht zuletzt, weil sie ihm die Möglichkeit zu neuen Sprachspielereien, neuen Dialogen und Plots eröffneten.

In *The Compliance with and Imposition of Social and Linguistic Norms in Sorokins* „Norma“ and „Den' oprichnika“ zeigt Dirk Uffelmann, welche literarischen Mittel Vladimir Sorokin in den beiden Prosawerken verwendet, um zwei unterschiedliche Gesellschaften mit unterschiedlichen sozialen und sprachlichen Normen zu porträtieren. Der Hauptunterschied der beiden sozialen Systeme in Bezug auf Normen bestehe darin, dass in der in *Норма* porträtierten (späten) Sowjetunion die Normen schon fest implementiert seien und unhinterfragt angenommen würden, während im Russland des Jahres 2028, das in *День опричника* dargestellt wird, der Prozess der Implementierung noch – von den Opricniki mit viel Gewalt unterstützt – im Gange sei. Das Allumfassende, zeitlich – in der Wahrnehmung der Protagonisten – Unbeschränkte des sowjetischen Systems lässt Sorokin laut Uffelmann in *Норма* dadurch fühlbar werden, dass er keine voranschreitende Handlung beschreibt, sondern in den einzelnen, kaum zusammenhängenden Teilen Einblicke in diese Gesellschaft gibt, wodurch der Eindruck einer umfassenden sozialen Enzyklopädie entsteht. Dagegen drücke sich das Prozesshafte der Implementierung in *День опричника* dadurch aus, dass hier eine zeitlich fortschreitende Handlung erzählt werde. Wie schon im Vorgängerband stellt Uffelmann am Ende die Frage nach der Kontinuität in Sorokins Gesamtwerk: Die Frage, ob die äußerlich eher konservative Erzählweise und der weitgehende Verzicht auf die Verwendung tabuisierter Wörter in *День опричника* darauf schließen ließen, dass sich Sorokin vom Konzeptualismus abgewendet hat, beantwortet er mit nein. Das Objekt der Konzeptualisierung, die neoautoritären, nationalistischen Tendenzen der Putin-Ära, verlangten lediglich andere literarische Mittel.

Eine interessante, wenn auch sehr gewagte Interpretation eines früheren Werkes von Vladimir Sorokin, des Romans *Тридцатая любовь Марины*, bietet Karin Grelz in *When Non-Negotiation is the Norm: Sorokin's „Тридцатая любовь Марины“ and Tsvetaevas „Крысолов“*. Sie führt nicht nur zahlreiche Argumente dafür an, dass die Marina in Sorokins Roman Marina Cvetaeva ist; sie findet auch auf formaler und inhaltlicher Ebene bis in kleinste Details zahlreiche Parallelen zwischen *Тридцатая любовь Марины* und Cvetaevas Poem *Крысолов*. Beide zeigten ein vielstimmiges Porträt einer verknöcherten Gesellschaft, ein Stimmengewirr, in dem die Hauptfigur – Marina bei Sorokin, der Rattenfänger bei Cvetaeva – aber ihre Stimme behaupten könne. In beiden würde das dialogische Prinzip, die Vielfalt der Ideologien, Sprechweisen und Genres, schließlich ins monologische münden, in *Тридцатая любовь Марины* verkörpert durch die Erlöserfigur des Kommunisten Rumjancev, der Marina nach dekadentem, promiskuitiv-lesbischem Treiben in Moskauer Künstlerkreisen schließlich zu einem Leben als Fabrikarbeiterin, einem Leben mit einem klaren, eindeutigen Sinn, führt. In *Крысолов* stehe die Melodie des Rattenfängers bzw. der Fluss, in den sie die Kinder der Bürger von Hameln lockt, für das Monologische. Grelz schließt sich jenen Interpretationen über das Ertrinken der Kinder an, die es positiv deuten, als ein Entkommen aus dem Realen, aus dem Land der Spießbürger in das Reich der Poesie. Aufgrund der Parallelen zwischen den beiden Werken könne man nun, so Grelz, Cvetaevas Aussage aus *Крысолов* auf Sorokins Roman übertragen. Über den Umweg von Cvetaevas Poem künde er nicht mehr vom Sieg einer repressiven Ideologie über das Individuum, sondern vom Sieg der Poesie über das Alltägliche. Das kompromisslose, monologische Bekenntnis zur Poesie spiegelt nach Grelz die Weigerung beider Autoren wieder, über ihre literarischen Standards, ihre „Normen“ zu verhandeln. So schlägt sie doch noch eine Brücke zum Thema des Sammelbandes, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen.

In *«Мир, который стал сам не свой» в эстетике молодого Пастернака* befasst sich Peter Albert Jensen mit dem in Boris Pasternaks Poetik zentralen Konzept der смещение und interpretiert dieses als Befreiung der Wörter von den Normen. Er belegt dies anhand von zahl-

reichen Zitaten aus der Textsammlung *Первые опыты*, aber auch aus Briefen und der späteren Autobiographie *Охранная грамота*. Mit смещение beschreibt Pasternak eine Art Auflösung der Konturen der Dinge im Moment der Inspiration. In diesem Moment löse sich die Wahrnehmung der Dinge von den gewohnten Bezeichnungen. So sei es dem Künstler möglich, seine Umgebung unmittelbar als Flut der Eindrücke wahrzunehmen. Durch die Wiedergabe dieses unmittelbaren Empfindens mit eigenen Mitteln bzw. Worten entstehe Kunst bzw. Poesie. Смещение kann folglich als Befreiung der Wirklichkeit von den (normativen) Begriffen gedeutet werden. Von seiner Analyse erhofft sich Jensen Erkenntnisse über die Kunst einerseits und über Normen andererseits (185). Eine explizite Antwort auf eine konkrete Fragestellung gibt er nicht, sondern überlässt es dem Leser, seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Heinrich Kirschbaum analysiert in *«Оползень Опояз»: Образ оползня в работах формалистов* die von Roman Jakobson geprägte Metapher, die dem Forschungsprojekt, dem sich dieser Sammelband verdankt, den Namen gegeben hat. In einer ziemlich genau auch auf den Inhalt eingehenden Analyse der vier Texte, in denen Vertreter der Formalisten den Begriff gebraucht haben, versucht er dem „konzeptuell-terminologischen Potential“ (195) des Wortes „оползень“ auf den Grund zu gehen. Vf. zeigt, dass der metaphorische Gebrauch des Wortes auf Jurij Tynjanov zurückgeht, der es erstmals in seinem Aufsatz *Литературное сегодня* in Bezug auf Boris Pil'njaks Prosa anwandte. In seiner Erinnerung *Юрий Тынянов в Праге* zitiert Jakobson Tynjanov, der damals von „оползень Опояз“ sprach. Die letzten beiden Texte (*О поколении, растратившем своих поэтов* und *Slavische Sprachfragen in der Sowjetunion*) sind schon eindeutig Jakobson zuzuschreiben. Er gebraucht das Wort erstmals in Bezug auf Normen: „оползень нормы“ bzw. „Erdrutsch der Norm“. Kirschbaum macht in den ersten drei Äußerungen einen „konzeptuell-terminologischen“ Kern fest, der auf „оползень“ als etwas sich unaufhaltsam vorwärts Bewegendes verweist, das gleichzeitig in seine Einzelteile zerfällt, etwas, das sich sowohl dynamisch als auch passiv verhält. Den vierten Aufsatz bezieht Kirschbaum nicht in seine Analyse des „konzeptuell-terminologischen Potentials“ des Wortes ein, wohl deshalb, weil das deutsche Wort „Erdrutsch“ etwas andere Bilder hervorruft als das russische „оползень“. Er benötigt diesen Aufsatz aber auch für seine Argumentation, dass sich am Gebrauch des Wortes vorführen lässt, wie die Formalisten an ihrem eigenen Anspruch, sich in ihren Analysen nur auf das Formale zu beschränken und nicht ins Soziologische „abzugleiten“, gescheitert sind. Denn Jakobson wende das Bild vom „Erdrutsch der Norm“ beide Male auf soziale Normen an.

In *Pasternak's Iskazhenie and the Practice of Creative Evolution* stellt Susanna Witt gegenüber, wie Boris Pasternak einerseits und die Formalisten, besonders Jurij Tynjanov, andererseits sich in ihrem Schaffen zu den von ihren literarischen Vorgängern gesetzten Maßstäben bzw. Normen verhalten. Witt, offenbar eine profunde Kennerin von Pasternaks Œuvre, speziell des Romans *Доктор Живаго*, konzentriert sich dabei auf Pasternaks Poetik der искажение. Diese versteht Kunst als Imitation, die das Original jedoch verzerrt darstellt und dadurch etwas Eigenes schafft. Witt führt vor, wie Pasternak in *Доктор Живаго* Passagen aus Fedor Tjutčevs Gedicht *Не то, что мните вы, природа* aufgreift und sie sich für seine eigene Aussage zu eigen macht, die wiederum mit dem Verhältnis der Menschen zum überlieferten Erbe zu tun hat: Tjutčevs negatives Porträt eines Typus von Menschen, der blind und taub für die Stimmen der Natur durch die Welt geht, verwendet Pasternak, um mit umgekehrten Vorzeichen seine Helden zu beschreiben: als Menschen, die das Prinzip der Evolution anerkennen, die zuerst hinhören, bevor sie handeln, die auch auf die leisen Töne lauschen und deshalb das von den Vorfahren Überlieferte in Natur und Kultur mit Vorsicht und Liebe behandeln – im Gegensatz zu den Revolutionären, die rücksichtslos über alles drüber fahren und sich die Natur unterwerfen wollen. Pasternaks Verhältnis zu den Werken seiner Vorgänger folge dem Prinzip der притяжение, während die Formalisten eher dem Prinzip der отталкивание anhängen. So unterschiedlich seien die beiden aber schließlich doch nicht, da sowohl

Pasternaks Theorie der *искажение* als auch Tynjanovs Theorie der *ошибка* darauf hinauslaufen, dass Veränderungen gegenüber dem Überlieferten die Literatur vorantreiben.

Boris Norman befasst sich in *Сдвиг в значении, основанный на формальном сходстве слов* mit linguistischen Phänomenen, bei denen – entgegen der Tendenz des normalen Sprachbenutzers, vor allem die inhaltliche Ebene sprachlicher Zeichen wahrzunehmen – die formale Ebene in den Vordergrund tritt. Anhand zahlreicher Beispiele führt er verschiedene Ausprägungen dieses Phänomens vor – von formalen Assoziationen bei psycholinguistischen Experimenten über Paronymie (Verwechslung ähnlich klingender Wörter) bis zur Paronomasie (Sprachspiel mit lautlichen Assoziationen). Letztere sei die Voraussetzung für den Hauptgegenstand seiner Untersuchung: Bedeutungsverschiebungen aufgrund ähnlicher Lautung – etwa wenn *шпора* die Bedeutung von *шпаргалка* annimmt oder *батон* die von „Taste“ („Button“). Nährboden für solche Verschiebungen sei aufgrund seiner Neigung zu diffuser Semantik und metaphorischer Auslegung der Umwelt vor allem der Jargon. Seit dem Fall der Sowjetunion sei aufgrund der Neigung von Presse und Werbung zu Sprachspielen ein zunehmender Einfluss der formalen auf die inhaltliche Ebene des Zeichens zu beobachten.

Судебная экспертиза и вклад лингвиста в интерпретацию закона von Daniel Weiss ist ein klar strukturierter und gut nachvollziehbarer Aufsatz, der sich im Kern mit der linguistischen Identifizierung von Ehrenbeleidigungen befasst. Nach einer langen Einleitung zu den Aufgaben von Linguisten bei Gerichtsverfahren und den Besonderheiten der juristischen Fachsprache hinterfragt Weiss aus der Sicht des Linguisten die in Russland offenbar übliche Praxis, Aussagen, die Indikatoren epistemischer Modalität (*кажется, наверно, ...*) enthalten, automatisch als Meinungsäußerungen zu sehen, wodurch sie in einem Land, dessen Verfassung Meinungsfreiheit garantiert, nicht als Ehrenbeleidigungen gewertet werden können. Indem er den Satz *Президент пьян* mit allen möglichen Modalitätsindikatoren durchspielt, zeigt er, dass etwa Einschübe wie *по-видимому* auch auf falsche Schlussfolgerungen hinweisen können. Man sollte also den Angeklagten, der solche Modaladverbien verwendet, nicht automatisch freisprechen. Weiters spricht sich Weiss dafür aus, bei der Bewertung fraglicher Äußerungen neben Tatsachenfeststellung und Meinungsäußerung die „implizite Präsupposition“ als dritte Kategorie einzuführen und diese Sprachakte, die oft dazu dienen, jemandem unterschwellig etwas zu unterstellen, aufgrund ihrer verdeckten Gemeinheit besonders scharf zu ahnden. Weiss' Ausführungen zum Einfluss der Linguisten auf Gesetze und Rechtssprechung im Einleitungsteil lassen den Schluss zu, dass er sich bezüglich der Umsetzung seiner Wünsche in die Praxis keine allzu großen Chancen ausrechnet. Er selbst bezieht seine Informationen über die russische Gerichtspraxis offenbar vor allem aus Anatolij Baranovs Buch *Лингвистическая экспертиза текста*, das ebenfalls den Versuch eines Linguisten darstellt, auf linguistische Normen bei Gericht Einfluss zu nehmen.

In *Инструменты описания неполной коммуникации в блогосфере* widmet sich Gasan Gusejnov zwei Stilmitteln, die zwar nicht völlig neu sind, die es aber durch ihre häufige Verwendung in Internet-Weblogs – wie er meint – zu neuen spezifischen Eigenschaften gebracht haben und deshalb auch neue Bezeichnungen verdienen: „Errativ“ und „Liturativ“. Mit „Errativ“ meint er einen absichtlichen Regilverstoß. Die hierher zählende bewusst falsche Rechtschreibung der „Padonki“ streift er nur kurz und widmet sich dann hauptsächlich dem „semantischen Errativ“. Als solchen bezeichnet er Internet-Meme, in seinem Fall Stehsätze (etwa: *Как страшно жить*), bei denen die ironische Verwendung zur Norm geworden ist, wodurch sich ihre Bedeutung ins Gegenteil verkehrt hat. Für Nicht-Eingeweihte könne diese „falsche Semantik“ sehr irreführend sein. Als „Liturativ“ bezeichnet er durchgestrichene Wörter und Sätze, die stehen bleiben und somit dennoch Träger einer Aussage sind. Die Aussage werde somit nicht einfach zurückgenommen, sondern bekomme neue Bedeutungsschichten dazu. Die Abhandlung zu diesen beiden Begriffen ist die Überarbeitung eines bereits publizierten Artikels. Neu ist die Wiedergabe von Reaktionen der Internet-Gemeinde auf diesen Artikel und auf die neu geprägten Begriffe sowie die Fragestellung, wann und warum sich

solche Begriffe durchsetzen. Da „Liturativ“ sich im Gegensatz zu „Errativ“ kaum etabliert hat, kommt Gusejnov zu dem Schluss, dass ein Begriff eher dann angenommen wird, wenn er selbst Merkmale der beschriebenen Erscheinung hat. Diese Schlussfolgerung wird ohne Erklärungen in den Raum gestellt und ist nicht eindeutig nachvollziehbar; dies ist freilich kein Einzelfall in dem Artikel, der eher eine assoziative Aneinanderreihung von durchaus intelligenten und spritzigen Gedanken, Anekdoten und Insider-Informationen aus der Blogger-Szene darstellt als eine schlüssige Argumentationskette.

In *How Upright is the Vertical? Ideological Norm Negotiation in Russian Media Discourse* fasst Lara Ryazanova-Clarke die Ergebnisse einer diskursanalytischen Studie zusammen, in der sie die Bedeutungsverschiebungen des Wortes „вертикаль“ seit den frühen post-sowjetischen Jahren untersucht hat. Sie zeigt, wie das Wort, zunehmend im Zusammenhang mit власть (Macht) gebraucht, immer mehr die Bedeutung einer Weisungslinie von oben nach unten annimmt, schließlich häufig konkret für Putins System der direkten Steuerung der Gouverneure durch den Präsidenten steht und in der Folge auch als Chiffre für die Regierung Putin im Allgemeinen gebraucht wird. Gestützt auf ein theoretisches Fundament, das sich vor allem an Michail Bachtin und seinen Adepten orientiert, führt Ryazanova-Clarke vor, wie sich das Wort im „dominanten Diskurs“ zu einem „Ideologem“ entwickelt, d.h. zu einem Begriff, der, immer mit ähnlichen Kollokationen verwendet, in seinen Assoziationen und Konnotationen zunehmend verkrustet und kaum mehr hinterfragt wird. Neben dem dominanten – offiziellen – Diskurs, den sie an Belegen aus der *Российская газета* aus der Zeit von 1992 bis 2008 untersucht, analysiert sie die Verwendung des Wortes in Viktor Šenderovičs Radiosatire *Плавленный сырок* (2003–2008) als Beispiel für einen Gegendiskurs. Hier werde versucht den Tendenzen im dominanten Diskurs gegenzusteuern, indem etwa das Wort in ungewöhnliche Zusammenhänge gestellt werde und die Metapher der (Macht)vertikale als – zunehmend erstarkendes – Bauwerk durch Übertreibung und Wörtlich-Nehmen bloßgestellt und lächerlich gemacht werde. Betrachte man das Wort in seiner gesamten Verwendung in beiden Diskursen, sei es nicht mehr als Ideologem, sondern als „Soziogramm“ zu betrachten – ein von Claude Duchet geprägtes Wort für Begriffe, die sich in einer dialogischen Dynamik immer wieder neu definieren. Die einzige Frage, die dieser fundierte und gut strukturierte Artikel offen lässt, ist die nach der Auswahl der untersuchten Zeiträume: Warum wurden für die Zeitungsanalyse der Jahre 2000, 2005, 2007 und 2008 jeweils ein anderer Monat als Stichprobe gewählt?

In „*We Speak Russian!*“ *New Models of Norm Negotiation in the Electronic Media* zeigt Michael S. Gorham anhand einer genauen Analyse der Radiosendung *Говорим по-русски!*, die sich seit über zehn Jahren großer Beliebtheit erfreut und ihre Aktivitäten mittlerweile auch auf das Internet ausgedehnt hat, wie sich Stil und Themen der Sprachdebatte seit dem Ende der 1990er verändert haben. Der Stil sei dank dem interaktiven Austausch mit Hörerinnen und Hörern über Internetforen, Blogs, Telefon und SMS insgesamt demokratischer geworden, wenn auch in den „neuen Kleidern“ der Massenmedien noch oft genug die autoritativen Methoden der культура речи zu finden seien. Dies zeigt er vor allem anhand eines Interviews zum Thema Normen mit einer der wichtigsten Autoritäten auf dem Gebiet der Aussprache, aus dem er lange Passagen wiedergibt. Es bereitet ihm offenbar Vergnügen zu zeigen, wie diese ehrenwerte Dame die herrschenden Normen hauptsächlich damit legitimiert, dass sie von Spezialisten gemacht worden sind, und sich dabei in Widersprüche verheddert.

Als Themen der Sprachdebatten würden laut Gorham die liebsten Aufreger der Zeit nach dem Umbruch – Fremdwörter und Slangwörter – etwas weniger oft aufgegriffen und auch differenzierter behandelt. Stattdessen gebe es heute eine größere Auswahl an Themen, von denen allerdings nicht alle eine Debatte entzündeten. Insgesamt konstatiert Gorham nach der aufgeregten Stimmung der späten 1990er und frühen 2000er Jahre eine Normalisierung, die das Interesse für die Sendung mit der Zeit abflauen lassen könnte. Damit fasst Gorham das Bild zusammen, das sich dem Leser nach der Lektüre dieses Sammelbandes insgesamt bietet: Im Russland der späten 2000er Jahre prägen nicht mehr die Angst vor Verunreinigungen oder

Untergangsszenarios die Sprachdebatte, wie dies in den im Vorgängerband geschilderten 1990er Jahren der Fall war. Es scheint sich die Einsicht durchzusetzen, dass die russische Sprache einiges an Veränderungen aushält. So kommt sie heute weniger als gefährdeter Patient denn als Material für Experimente und Sprachspielereien zu Ehren, wobei das Internet als Forum eine wichtige Rolle spielt. Die Autorinnen und Autoren, die sich in der Einführung zu ihrer Vorliebe für sprachliche Experimente bekennen, dürfte diese Entwicklung freuen. Man kann gespannt bleiben, was sie im Nachfolgeprojekt „The Future of Russian“ dazu zu sagen haben.

Johanna Petters
Auf der Leithe 4
6633 Biberwier, Österreich
Johanna.petters@gmx.at

Jessica Kravets, *Das „Böse“ im russischen Symbolismus. Bal'mont – Brjusov – Sologub – Remizov – Belyj – Blok (= Arbeiten und Texte zur Slavistik, Band 88), München (Verlag Otto Sagner) 2009, 283 S.*

Jessica Kravets legt mit *Das „Böse“ im russischen Symbolismus* eine Arbeit vor, die auf der Grundlage genauer Recherche und sehr guter Textkenntnis versucht, dem Phänomen des Bösen in der Literatur nachzugehen. Sie ist sich der Schwierigkeit des Unterfangens bewusst (S. 14). In der Einleitung gibt die Autorin einen Überblick über Konzepte des „Bösen“ („Die Erfahrung des Bösen“, „Das Böse als Gegenstand des Glaubens“, „Das Böse in der christlichen Theologie“, „Philosophische Erörterungen des Bösen“ „Das Böse im zeitgenössischen Kontext des russischen Denkens“, „Das Böse in der Weltanschauung Vladimir Solov'evs“, „Konzepte des Bösen im russischen Denken“, S. 13–29), der durchaus schlüssig, aufgrund der starken Verkürzung des Themas aber auch wieder angreifbar ist, etwa wenn sie Schopenhauer und Nietzsche streift, andere wichtige Philosophen aber unerwähnt lässt (z. B. Kierkegaard). In Folge beschäftigt sich Kravets ausgiebig und, wie mir scheint, sehr überzeugend mit Vladimir Solov'ev (S. 22–26), ehe sie die Darstellung des Bösen in der russischen Literatur wieder nur mit einigen Sätzen streift (Puškin, Gogol', Dostoevskij, Tolstoj). Diese Verkürzung ist methodisch gerechtfertigt, bietet aber freilich wieder Angriffsflächen.

Den Hauptteil der Arbeit stellt die sehr fundierte Auseinandersetzung mit sieben zentralen Texten des russischen Symbolismus dar: Konstantin Bal'monts Gedichtzyklus *Chudožnik – D'javol*, Valerij Brjusovs Roman *Ognennyj angel*, Fedor Sologubs Roman *Melkij bes*, Aleksej Remizovs Erzählung *Čertik*, Andrej Belyjs Roman *Serebrjanyj golub'* und Aleksandr Bloks Poem *Dvenadcat'*. Sologubs Roman wird dabei mit über hundert Seiten der meiste Raum zugewiesen, ein Ungleichgewicht, das durchaus zu diskutieren wäre.

Nach einer Diskussion von Bal'monts *Chudožnik – D'javol*, in der Kravets Bal'monts Positionierung des Künstlers als Sänger der Freiheit und damit des Teufels diskutiert, interpretiert sie Brjusovs bekannten Roman sehr schlüssig als Apologie der (satanischen) Lüge. Sie weist dabei darauf hin, dass der Roman mehrere Interpretationen ermöglicht, und in der Tat lässt die ihre wie jede andere einige Fragen offen: Ihre genaue Analyse der Lügen im Text („Freiheitslüge“, „Liebeslüge“, „Verstandeslüge“) würde weiter aufgewertet, wenn sie einen Blick auf andere Texte Brjusovs geworfen hätte, etwa auf *Altar' pobedy*, in dem diese Lügen einer weiteren Untersuchung unterzogen werden, wieder vor dem Hintergrund einer Hörigkeit, die den Haupthelden seiner Entscheidungsfähigkeit beraubt. Ihre Ansicht, dass „alle Fi-

guren zum Sprachrohr des Autors werden“ (S. 99) kann ich nicht teilen. Es scheint mir, dass gerade in Brjusovs Romanen sehr eigenständige Figuren miteinander in Interaktion treten.

Sehr überzeugend gerät die Auseinandersetzung mit Sologubs *Melkij bes*, die, wie schon gesagt, einen Großteil der Studie einnimmt. Kravets listet alle Aspekte des Bösen auf, die in dem Roman ja geradezu eine Enzyklopädie menschlicher Niedertracht bilden, findet hochinteressante Verweise auf antike Vorbilder (z. B. Peredonov als „Anti-Paris“) und bespricht Sologubs Allusionen auf die russische Literatur, etwa auf Puškins *Pikovaja dama*, auf Dostoevskij und Gogol'. Interessanterweise hält sie die Darstellung Sologubs für „überzeichnet“ („die Grenzen der Wahrscheinlichkeit übersteigend“, S. 132), während sie das Verhalten der verwandtesten Figur aus dem Werk Čechovs, des Gymnasiallehrers Belikov aus *Čelovek v futljare*, für „durchaus psychologisch motiviert“ hält. Ich hätte das umgekehrt gesehen: Der von Angst getriebene Belikov besitzt ja kaum psychologische Tiefe, Čechov konfrontiert den Leser und seine beiden Protagonisten aus der Rahmenhandlung mit einer Karikatur, einem Typus, und seine Intention ist ja, den Erfolg dieses Typus in der Gesellschaft zu hinterfragen. Peredonovs kranke Psyche wird hingegen mit allem Realismus und in allen ihren Ebenen dargestellt, wie Kravets auch deutlich macht, sehr überzeugend unter anderem in dem Kapitel „Die Symbolisierung des Bösen im ‚Nicht-Ich‘ – Peredonovščina“ (S. 150 ff.).

Auch die Interpretation von Belyjs *Serebrjanyj golub'* aus dem Blickpunkt der Darstellung des Bösen bringt einige interessante Erkenntnisse, speziell was den „verfluchten Ort“ und die „dämonische Transzendenz“ (S. 232 ff.) betrifft. Leider lässt Kravets die interessante Parallele zwischen Brjusovs Helden Ruprecht (aus *Ognennyj angel*) und Belyjs Haupthelden Dar'jal'skij außer Acht, denn hier wie dort ist von sexueller Hörigkeit die Rede, die einen eher ungesfestigten Charakter in die Katastrophe stürzt. Die zerstörerische Gewalt der Sexualität, die bei den Symbolisten zu ihrer positiven Attraktivität in diametralem Gegensatz steht, scheint bei Kravets etwas zu wenig Beachtung zu finden.

Das gilt auch für das letzte Kapitel des Buches, das Aleksandr Bloks Poem *Dvenadcat'* gewidmet ist. Es gibt darin, wie Kravets ausführt, mehrere Ebenen des Bösen, im Zentrum steht aber doch, wie mir scheint, die Ausübung physischer Gewalt – an den Menschen im Allgemeinen und an Katja im Besonderen: Und hier taucht schon wieder das Motiv sexuell motivierter Gewalt auf. Die Kugel sucht sich wie im *Freischütz* selbst das Ziel, die (ehemalige) Geliebte. Auch bei der Interpretation des Schlussbildes (Jesus Christus mit dem weißen Rosenkränzelein und der blutigen Flagge) ignoriert Kravets die naheliegenden erotischen Assoziationen (Brautschmuck; Präsentation des blutigen Lakens). Im Übrigen böte Bloks Werk noch eine Reihe anderer Darstellungen des Bösen (z. B. den Zyklus *Černaja krov'*), und es wäre interessant, wie Kravets diesen Zyklus beurteilt.

Jessica Kravets liefert mit ihrem Buch einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung des russischen Symbolismus und hochinteressante Ausgangspunkte für eine weitere Diskussion der Kategorie des Bösen in der Literatur.

Erich Poyntner
 Institut für Slavistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 erich.poyntner@univie.ac.at

Ranko Matasović, *Poredbenopovijesna gramatika hrvatskoga jezika*, Zagreb (Matica hrvatska) 2008, 362 S.

Die zu besprechende historisch-vergleichende Grammatik der kroatischen Sprache wurde vom Zagreber Indogermanisten Ranko Matasović verfasst. Das Werk ist in mancher Hinsicht ein Novum: es bietet eine Darstellung der Laut- und Formenlehre der kroatischen Sprache vom Indogermanischen bis zum Mittelalter. Das Buch teilt sich in folgende große Kapitel: I. Einleitung (S. 21–67), II. historisch-vergleichende Phonologie (S. 69–172), III. historisch-vergleichende Morphologie (S. 173–305), IV. das Kroatische im Kontakt mit anderen Sprachen (S. 307–315). Darauf folgen Indices (S. 317–333) sowie eine Bibliographie (S. 335–356). Das Großkapitel über die Lautgeschichte teilt sich weiter in das Lautsystem der idg. Grundsprache (S. 71–77), die Entwicklung des Lautsystems vom Idg. zum Urslavischen (S. 79–111), das Lautsystem des Urslavischen (S. 113–139) und die Entwicklung vom Urslavischen zum Kroatischen (S. 141–172). Sowohl das Kapitel über die Lautentwicklung wie jenes über die morphologische Entwicklung werden durch einen tabellarischen Überblick über die Chronologie abgeschlossen (S. 171–172 bzw. 304–305).

Das Buch hat keine Vorgänger: besonders die Einbeziehung der idg. Vorgeschichte einer slavischen Sprache ist in dieser Form neu und insgesamt positiv zu bewerten. Freilich ist nicht zu übersehen, dass M. in mancher Hinsicht extreme Standpunkte vertritt, z. B. die Annahme bloß zweier idg. Vokalphoneme (S. 71). Dass M. das sogen. Wintersche Gesetz anerkennt (S. 83, § 74), d.h. die Dehnung balto-slavischer Kurzvokale vor ursprünglichen Medien, ist nicht überraschend. Er hat ja selbst eine Fassung dieses angeblichen Lautgesetzes vorgeschlagen (Matasović 1995), und zwar vor einem weiteren Konsonanten (ein phonetisch völlig unplausibler Kontext!), und diese fand erstaunlicherweise in das *Lexikon der indogermanischen Verben* Eingang. Es ist hier nicht der Ort, das Wintersche Gesetz zu diskutieren, es sei aber zumindest angemerkt, dass eine große Anzahl an unterschiedlichen lautlichen Bedingungen vorgeschlagen wurde, und dass es außerdem nicht wenige Gegenbeispiele gibt. Bei slavistischen und (serbo-)kroatischen Problemen hat der Autor, der kein Slavist ist, allerdings Verschiedenes übersehen bzw. nicht korrekt dargestellt. Dies bezieht sich auf mangelnde Übersicht über das Material und unvollständige Kenntnis der Sekundärliteratur.

Die Darstellung der kroatischen Sprachgeschichte im Mittelalter birgt eine große Schwierigkeit. Die meisten Sprachdenkmäler dieser Zeit sind in kroatisch-kirchenslavischer Sprache bzw. in einem Gemisch von Kirchenslavisch und kroatischer Volkssprache verfasst, wobei Kroatisch immer Čakavisch heißt. Die moderne kroatische Schriftsprache beruht jedoch bekanntlich auf dem (neu-)štokavischen Dialekt, und kroatische štokavische Sprachdenkmäler gibt es im Mittelalter relativ wenige. M. greift hier oft auf Dubrovniker Urkunden (in kyrillischer Schrift), verschiedene lateinschriftliche Denkmäler, hin und wieder auch auf bosnische Urkunden in kyrillischer Schrift zurück, um lautliche bzw. morphologische Erscheinungen zu belegen.

Bei den vorhistorischen slavisch-nichtslavischen Beziehungen werden die slavisch-iranischen (S. 47–48), slavisch-germanischen (S. 49–52) und die slavisch-keltischen (S. 52–54) besprochen. Hier fällt die Unterschätzung der iranischen Lehnwörter und die Überschätzung der germanischen Lehnwörter auf. Als germanisch werden u. a. auch solche Wörter mit guter bzw. zumindest gleich guter slavischer Etymologie wie *čedo*, *gradъ*, *mostъ*, *plakati*, *strěla*, *žlěsti* (angeführt werden die aksl. Wörter) bezeichnet (S. 50–51).

Bei der Besprechung des idg. Worts für den Ast (S. 88, § 80) wurde übersehen, dass Wort vor einigen Jahren eine überzeugende Erklärung durch Heiner Eichner erfahren hat, u. zw. als ablautender *h₂*-Stamm **k(p)éh₂k-h₂/*k(p)ə₂k-éh₂*, wobei die Hochstufe der Wurzel in ai. *sákhā* und pers. *šāx*, vorliegt, während die Wurzelschwundstufe durch Baltisch (lit. *šakà*) und Slavisch (*socha*) repräsentiert wird (vgl. Eichner – Reinhart 2005: 279, s. v. *posocha*).

An unrichtig zitierten Formen sind folgende anzuführen: aksl. *kniga*, *bysерь* (S. 55, § 41; richtig: *кнѣга*, *бисѣръ*), das heute veraltete russ. Substantiv *perst* 'Finger' hat keinen Nom. pl. *perstí* (S. 68), russ. *móloko* (S. 150; richtig: *molokó*), tschech. *robit* 'arbeiten' (S. 151; heute nur dialektal), *Andrija* (S. 154; als Beispiel für Übergang von *ě* zu *i* vor *j* angeführt; in den Urkunden aus dem 13. Jh. kommt die Form nicht vor, sondern nur in den Regesten der Ausgabe von Stojanović 1929: 4: „IV Велики кнез хумски Андрија“, **тѣјето* 'wir waschen' (S. 157, § 186; die Vorform besteht nicht, was nicht nur aus der Rekonstruktion **муH-je-*, sondern auch aus dem aksl. Befund, der immer *myje-* zeigt, hervorgeht). Der aksl. Gen. pl. zu *памѣтъ* lautet nicht *памѣти* (S. 197, § 244; richtig: *памѣтии*; die falsch zitierte Form wird auf S. 198 dann zur Grundlage einer Kontraktionsregel *-*ьбъ* > -*i*), urslav. Komparativ **γυς-ѣбъ* (S. 223; richtig: **γυѣбѣбъ*). Unbekannt sind im Aksl. die Aoriste *rekъ*, ... , *rekomъ*, *rekъ* (S. 266–267), die auch der bekannten aksl. Regel der komplementären Distribution von thematischen und alten sigmatischen Aoristen (vgl. *rěchъ*, ... , *rěchomъ*, *rěšę*) widersprechen würden. Die 3. Pers. pl. des Konditionals von *byti* lautete nicht *bi* (S. 284, § 353; aksl. *bъ* bzw. *bišę*, *bi* ist eine kroat.-ksl. und skr. Neuerung).

Nicht konsequent wird der Begriff „Altkirchenslavisch“ verwendet. So, wenn das Wort *blъcha* 'Floh' (S. 119, § 112) oder das Wort *svekrъ* 'Schwiegervater' (S. 147, § 163; das urslav. bzw. ksl. Wort sollte *svekrъ* lauten, es liegt kein Jer-Einschub vor) als aksl. bezeichnet wird. Aber auch die Verwendung des Terminus „Gemeinslavisch“ (općeslavenski) kann Anlass zu Missverständnissen geben. So wird die Entstehung der sekundären Jerlaute in die gemeinslawische Periode verlegt (S. 147, § 164). Normalerweise geht die Slavistik davon aus, dass die gemeinslawische Periode mit der Veränderung (Vokalisierung bzw. Schwund) der Jerlaute endet. Der Schwund der finalen Jerlaute ist jedoch die Voraussetzung der Schwa-Epenthese (= Entstehung der sekundären Jerlaute). M. ist sich zwar eines gewissen Unterschieds dieses Prozesses in den slav. Einzelsprachen bewusst („no nije posve dosljedno djelovala u svim slav. idiomima“), jedoch nicht in ausreichendem Ausmaß (das Altpolnische und Altschechische haben etwa in vielen Beispielen noch nicht die Epenthese so wie in den Gegenwartssprachen durchgeführt). Oder wenn behauptet wird, der Verlust der Flexion der Numeralia wäre bereits im Gemeinslavischen eingetreten (S. 243, § 299). Alle slav. Sprachen mit einer länger zurückreichenden schriftlichen Dokumentation – v. a. das Altostslavische – haben die Flexion der Numeralia gut bewahrt.

Überhaupt gehört die Chronologie nicht zu den Stärken des Buches. Nicht nur, weil sich der Autor bei manchen Erscheinungen der (s)kr. Sprachgeschichte auf veraltete Literatur stützt, z. B. was die Vokalisation der Jerlaute im Skr. betrifft, er zitiert auf S. 156, § 184 bloß das Jahr 1331 (das Beispiel stammt wohl aus einer bosnischen Urkunde aus dem Körmender Archiv, auf welches Pavle Ivić und Milica Grković aufmerksam gemacht haben, vgl. Ivić – Grković 1971), heute sind aber etliche Beispiele aus der ersten Hälfte des 13. Jh. bekannt, z. B. aus einer Inschrift aus dem Kloster Mileševa (1220–1228: БОГНОСАЦЪ; s. Trifunović 2001: 72), aus den Lehrreden des Theodor Studites (Hs. Hilandar Nr. 387, Mitte des 13. Jh., 159b: СТАРАЦЪ; Trifunović, loc. cit.) oder im serb.-ksl. Psalter aus der Mitte des 13. Jh. (cod. Sinait. Slav. 8, vgl. Altbauer 1979: XVII). – Den Übergang von *čr-* zu *cr-* datiert M. (S. 161, § 197) im Gefolge Belićs (1960: 117) mit dem 13. Jh. Diese Chronologie beruht auf dem Personennamen ЦРЬНОМУЖЬ in der Stiftungsurkunde bzw. Inschrift in der Klosterkirche von Žiča (s. Miklosich 1858: 12, 3. Zeile von unten). Jedoch handelt es sich dabei um eine erneuerte Inschrift aus dem 14. Jh. (vgl. Ivić – Jerković 1981: 6, Nr. II.), da die Kirche Ende des 13. Jh. beschädigt wurde. Deswegen ist der Übergang nicht vor dem 14. Jh. zu datieren. – Zu spät wird der Übergang von *č* zu *š* vor *t* angesetzt, u. zw. im 14. Jh. (S. 161, § 199; erster Beleg bereits in der Urkunde des bosnischen Bans Kulin von 1189). – Für die Epenthese von *d* in die Konsonantengruppe *žr-* wird das 15. Jh. als Zeitpunkt angeführt (S. 162, § 202); in Wirklichkeit tritt sie mindestens drei Jahrhunderte früher auf, wie das Miroslav-Evangelium aus den Jahren 1180–1190 (Mt 21.2,5,7: ЖДРЪБЕ; Mt 27.35: ЖРЪБИЕ), die Urkunde von Povelja aus dem

Jahr 1250 (ждрѣеѣ, Z. 40) oder die Nomokanon-Handschrift von Ilovica aus dem Jahr 1262 (HAZU IIIc9) belegen (96va1 ждрѣѣню, 306ra24–5 жрѣѣна, 346vb21 ждрѣѣни). – Die altkroat. *Žića svetih otaca* werden durchgehend als Denkmal des 14. Jh. geführt (S. 149, 155, 204, 232), obwohl die Herausgeberin der letzten Ausgabe, Dragica Malić, sie ins 15. Jh. verlegt (Malić 1997: 7 f.). – Sinnlos ist die Anführung des *Vinodolski zakon* als Zeuge für einen frühen Übergang des silbischen *l* zu *u* (S. 155, § 182), da die Abschrift erst aus dem 16. Jh. stammt.

Auch die Erklärung mancher Formen stößt auf chronologische Schwierigkeiten, z. B. diejenige des -och-Aorists als Kreuzungsform zwischen 1. Pers. sg. aor. *-om und aoristischem -ch- (S. 268; da der -och-Aorist nach dem Zeugnis der aksl. Hss. eine relativ späte Bildung war, hatte sich damals das -om bereits zu -ь entwickelt). Auch die Erklärung des Instrumentals kroat. *kim* (zu alt-skr. *kto* bzw. kroat. *tko* ‘wer’) als Kompromiss zwischen *čimь* (Instr. zu *čьto* ‘was’) und dem anlautenden *k-* des Fragepronomens (S. 241) ist schon aus chronologischen Gründen unmöglich, da *kim* auf **kyimь* zurückgeht, das bereits im Aksl. *čěmь* zu ersetzen beginnt (Lunt 2001: 63, § 4.23). Ebenso verdankt die rekonstruierte Infinitivform **pljōwā-tej* ‘spucken’ (S. 149) ihre Existenz der Rückprojizierung späterer geneuerter einzelsprachlicher Formen wie poln. *pluć*, kroat. *pljuvati* ins Urslavische (dort nur *plъvati*; *plju(vati)* ist durch Angleichung an den Präsensstamm *pljuje-* entstanden, vgl. dazu z. B. Reinhart 1992: 296 ff. und 316).

Bei verschiedenen behandelten Lauterscheinungen wird keine Chronologie angegeben. Manchmal ist dies aber durchaus möglich. Dies betrifft etwa die Metathese der anlautenden Konsonanten *vs-* zu *sv-* im Pronominalstamm **vsъ-* ‘all; jeder’ (S. 161, § 200). Das erste Beispiel begegnet bereits im serb.-ksl. Fragment der apokryphen Prochorus-Vita des Apostels Johannes (BHG 916–917c) aus dem 12. Jh. (St.-Petersburg, BAN, 24.4.18): сѡмь (vgl. Trifunović 1997: 46, 51). Die nächsten Beispiele sind weniger sicher: сь сѡѣмн сѡнмн прѡвѣдѡмн (Urkunde von König Stefan Uroš I. vom 13. 8. 1252; Stojanović 1929: 18, Nr. 20, Z. 18–19; es dürfte sich um eine Abschrift handeln, vgl. Stojanović, loc. cit.: „Биће дубровачки препис“); цело сѡе (Inscription auf einem goldenen Kreuz aus dem Besitz der Habsburger; vgl. Miklosich 1858: 70, Nr. LXVII, Z. 3; das Kreuz muss nicht von Königin Jelena [† 1314], der Gattin König Stefan Uroš I. stammen, sondern könnte auch der gleichnamigen Gattin Stefan Dušans [† 1374], gehört haben; außerdem scheint die Lesung Franz Xaver Pejacevič’s von Veröcze aus dem Jahr 1799 [„Zelo fve“] nicht verlässlich). Auch die Umstellung der Konsonantengruppe **mž* (S. 161, § 200; Beispiel *žmiriti* < **mžiriti*) ist zumindest ungefähr chronologisch einzuordnen. Da eine vergleichbare Metathese auch im kroat.-ksl. Lehnwort *žmurь* (< lat. *mīssōrium*) auftritt, dessen erster Beleg ins Jahr 1368 reicht (Missale des Fürsten Novak, Mc 14.20 [Kardienstag]), ist davon auszugehen, dass die Metathese schon davor gewirkt hatte. Abgesehen davon ist die Metathese weder auf das Süd- und Ostslavische beschränkt (vgl. slk. *žmúrit’*, osorb. *žmrikač*, nsorb. *žmriš*) noch wirkt sie im Russischen ausnahmslos (vgl. russ. мжить [veralt.]). Zur Vokalisierung der Halbvokale im Čakavischen merkt der Autor bloß an, dass „a na čakavskom području poluglas je zamijenjen dosta ranije“ (S. 156, § 184). Bereits Jagić wusste, dass „in den kroatischen Sprachdenkmälern glagolitischer Schrift schon seit den ältesten Zeiten (also seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts) ѡ zuweilen durch а ersetzt wird“ (Jagić 1890: 28–29; vgl. auch Mihaljević 2000: 159 f.).

Etlliche in dem Buch vorgeschlagene sprachhistorische Erklärungen erweisen sich als unmöglich oder zumindest als wenig wahrscheinlich. Auf S. 102 wird das baltoslavische Lautgesetz *eu* > *ou* vor Vokal behauptet, das für den angeblichen urslav. Genitiv des Personalpronomens der 2. Pers. sg. **tove* (< **teve*; später sei *tove* zu *teve* [wegen *mene*] und *tebe* [-b- aus dem Dativ] weiterentwickelt worden; S. 61, 234) verantwortlich sein soll. Die meisten Sprachhistoriker schränken jedoch das Lautgesetz auf den Kontext vor nicht-vorderem Vokal ein (vgl. Vondrák 1924: 109 f., Meillet – Vaillant 1934: 48, Vaillant 1950: 110, Bräuer 1961: 73, Arumaa 1964: 69, Shevelov 1964: 358, Ivšić 1970: 65 f.) und erklären die Präsensformen

mit -e-Themavokal der Verben à la *plov-e-* als analogisch entstanden (also *ploveši, plovets, plovete, ploveta* nach *plovŏ, *plovomъ, plovŏtъ, *plovovĕ*). – Missverständlich ist die Zitierung von poln. *u-mierać* ‘sterben’ neben urslav. **mertej*, aksl. *mrĕti* und kroat. *mrījĕti* (S. 150, § 174): *-mierać* geht auf **-mirati* zurück, das noch apoln. belegt ist (*umirać*, s. SlStp IX: 387 f., s. v. *Umierać, Umirać*), und verdankt sein -e- dem polnischen Lautgesetz *i > iel_r*. – Kroat. *tri* ‘3’ geht nicht auf urslav. **trъje* zurück (S. 163, § 205; so wie in den meisten anderen slav. Sprachen hat das Skr. die feminine und neutrale Form auch für das Maskulinum verallgemeinert). – Das Substantiv *otъcb* ‘Vater’ ist kein jo-Stamm, sondern verdankt sein *c* der 3. Palatalisation (S. 188, § 233; der Vokativ *otъče* ist deshalb regelmäßig). – Unklar bleibt, wie die Länge im Instr. sg. fem. der a-Stämme auf *-ōm* durch Kontraktion entstanden sein soll (S. 193): die Endung geht bekanntlich auf **-ojo > -oju > ou > ov >> om* zurück (eine Lösung bietet Malik Mulić an: Längung eines neoakutierten Vokals vor dem sonantischen *m*, s. Mulić 1985: 29). – Im Substantiv *svekar, svakra* liegt kein sekundärer, sondern ein primärer Jerlaut vor (S. 232; **svekъrbъ*). – Bei den kroat. geneuerten Imperfektformen *pĕcijāh* ‘ich buk’, *tĕcijāh* ‘ich lief’ wird die Konsonantenalternation allein aus dem Imperativ erklärt (S. 271), die alternative Erklärung Leskiens (1914: 536: „Anlehnung an die Imperfakta der Iterativ-Imperfektivformen wie *-icati -žizati : -ticāh -žizāh*“) wird übergangen.

Die Erklärung der štokavischen Endung des Genitivs Plural auf *-ā* der (j)o- und (j)a-Stämme kann auf eine lange Forschungsgeschichte zurückblicken. Bereits Karlgren (1911) besprach neun Theorien, die er alle nicht für überzeugend hielt (S. 13: „neuf tentatives d’explication ... plus ou moins manquées.“). Auch Leskien (1914: 434–437, §§ 726–728), Svane (1958: 72 ff.) und Belić (1969: 79 ff.) widmeten sich der Frage und brachten schlagende Argumente gegen die Erklärung des *-ā* aus einem Jerlaut vor. Die Schreibung von finalen Jerlauten in der Urkunde des Ban Kulin von 1189 hat mit der Aussprache (als Schwa) absolut nichts zu tun (S. 186, Fn. 261). In den letzten Jahrzehnten gewann diese Auffassung aber wieder an Proponenten, z. B. wird sie von Pavle Ivić (1990: 57) als die wahrscheinlichste angeführt, ebenso versuchte Aleksandar Mladenović (vgl. Mladenović 1992, 2008: 136–138) sie in einer Reihe von Artikeln, teilweise unter Berufung auf neuere Ergebnisse der historischen Akzentologie, wiederzubeleben. Leider schließt sich auch Matasović (S. 186) dieser Meinung an. Obwohl die neueren morphologischen Erklärungsversuche (z. B. Johnson 1972), die er ebenso erwähnt, nicht ohne Schwierigkeiten sind, sind sie zweifellos der phonetischen, ganz unmöglichen Erklärung aus einem Jerlaut vorzuziehen.

Als Positiva der kroatischen historischen Grammatik von Ranko Matasović sind ihre indogermanistische Ausrichtung und die Kenntnis neuer Literatur aus Indogermanistik, Slavistik und Kroatistik hervorzuheben. Auch die Beibringung von Beispielen aus der älteren kroatischen Literatur und aus den kroatischen Dialekten sowie die kritische Einstellung des Autors gegenüber manchen in der Literatur vertretenen Ansichten sind erfreulich. Jedoch kann daneben nicht übersehen werden, dass verschiedene altkirchenslavische und slavische Daten nicht genau zitiert werden. Auch manche sprachhistorischen Erklärungen sind nicht akzeptabel. Dies ist insbesondere bei der Chronologie verschiedener lautlicher und morphologischer Veränderungen des Kroatischen und Serbokroatischen bedauerlich. So sollte sich der Benutzer dieses Werks nicht immer auf die Richtigkeit der gebotenen Daten verlassen und sollte immer andere Nachschlagewerke zur Kontrolle heranziehen.

L i t e r a t u r

- | | |
|----------------|--|
| Altbauer 1979: | Moshé Altbauer, Der älteste serbische Psalter, Köln – Wien |
| Arumaa 1964: | Peeter Arumaa, Urslavische Grammatik, I. (I. Band: Einleitung, Lautlehre; I. Teil: Vokalismus, II. Teil: Betonung), Heidelberg |
| Belić 1960: | Александар Белић, Основи историје српскохрватског језика, I (Фонетика), Београд |

- Belić 1969: Александар Белић, Основи историје српскохрватског језика, II/1 (Речи са деklinацијом), Београд
- Bräuer 1961: Herbert Bräuer, Slavische Sprachwissenschaft. I: Einleitung, Lautlehre, Berlin
- Eichner – Reinhart 2005: (Rez.:) Heiner Eichner – Johannes Reinhart, Etymologický slovník jazyka staroslověnského, 11: patrachъ – patěna, Praha 2002, S. 631–694; 12: роръѣ – rasti. Doplňky k bibliografickému aparátu III, Praha 2004, S. 695–751 + XI–XVII., Wiener Slavistisches Jahrbuch 51, 278–281
- Ivić 1990: Pavle Ivić, Istorija jezika, in: Jezik, Srpskohrvatski/Hrvatskosrpski, Hrvatski ili srpski, Enciklopedija Jugoslavije, 6 (Jap – Kat), Zagreb, 50–67
- Ivić – Grković 1971: Павле Ивић – Милица Грковић, О почецима замене полугласа са а у ћирилским споменицима, Зборник за филологију и лингвистику 14/1, 53–59
- Ivić – Jerković 1981: Павле Ивић – Вера Јерковић, Правопис српскохрватских ћирилских повеља и писама XII и XIII века, Нови Сад
- Ivšić 1970: Stjepan Ivšić, Slavenska poredbena gramatika, Zagreb
- Jagić 1890: Vatroslav Jagić, Glagolitica. Würdigung neuentdeckter Fragmente, Denkschrift d. kais. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Cl., XXXVIII, Wien
- Johnson 1972: D. J. L. Johnson, The Genesis of the Serbo-Croatian Genitive Plural in -a, Slavonic and East European Review 50, 333–358
- Karlgren 1911: Anton Karlgren, Sur la formation du gén. plur. en Serbe (= Archives d'Études Orientales 3), Upsala
- Leskien 1914: August Leskien, Grammatik der serbo-kroatischen Sprache, 1. Teil: Lautlehre, Stammbildung, Formenlehre, Heidelberg
- Lunt 2001: Horace G. Lunt, Old Church Slavonic Grammar, Berlin – New York
- Malić 1997: Dragica Malić, Žića svetih otaca. Hrvatska srednjovjekovna proza, Zagreb (Matica hrvatska, Institut za hrvatski jezik)
- Matasović 1995: Ranko Matasović, A Re-examination of Winter's Law in Baltic and Slavic, Lingua Posnaniensis 37, 57–70
- Meillet – Vaillant 1934: Antoine Meillet – André Vaillant, Le slave commun, Paris
- Mihaljević 2000: Milan Mihaljević, Die Jer-Zeichen in den ältesten kroatisch-glagolitischen Fragmenten, in: H. Miklas (Hrsg.), Glagolitica. Zum Ursprung der slavischen Schriftkultur (= ÖAW, Phil.-hist. Kl., Schriften der Balkankommission, Philol. Abt., 41), Wien, 150–163
- Miklosich 1858: Monumenta serbica spectantia historiam Serbiae, Bosnae, Ragusii, edidit Fr[anz] Miklosich, Viennae
- Mladenović 1992: Александар Младеновић, Прилог тумачењу постанка генетивног множинског наставка -а у једном делу српског језика, Зборник Матице српске за филологију и лингвистику XXXV/2, 7–36 (= Mladenović 2008: 102–135)
- Mladenović 2008: Александар Младеновић, Историја српског језика. Одабрани радови, Београд
- Mulić 1985: Малик Мулић, Преглед руске и српскохрватске акцентуације, Сарајево
- Reinhart 1992: Johannes Reinhart, Zum urwestslavischen Verbum, Wiener Slawistischer Almanach 30, 287–327
- Shevelov 1964: George Y. Shevelov, A Prehistory of Slavic, Heidelberg
- SIStp IX: Słownik staropolski, Tom IX (Ściady – Używowanie), Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk – Łódź, 1982–1987
- Stojanović 1929: Љубомир Стојановић, Старе српске повеље и писма. Књига I: Дубровник и суседи његови. 1, Београд (СКА. Зборник за историју, језик и књижевност српског народа, Прво одељење: Споменици на српском језику, XIX)

- Svane 1958: Gunnar O. Svane, Die Flexionen in štokavischen Texten aus dem Zeitraum 1350–1400 (Sprachgeschichtliche Untersuchungen über älteres Serbokroatisch), Aarhus
- Trifunović 1997: Ђорђе Трифуновић, Житије из времена светога Саве, Спаљивање моштију светога Саве. 1594–1994, Београд, 39–54
- Trifunović 2001: Ђорђе Трифуновић, Ка почецима српске писмености, Београд 2001
- Vaillant 1950: André Vaillant, Grammaire comparée des langues slaves. Tome I: Phonétique, Paris
- Vondrák 1924: Wenzel Vondrák, Vergleichende slavische Grammatik, I. Band: Lautlehre und Stammbildungslehre, ²Göttingen

Johannes Reinhart
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 johannes.reinhart@univie.ac.at

Mario Capaldo (Hrsg.), *Le culture slave* (Vol. III. – Lo spazio letterario del medioevo, 3. Le culture circostanti), Roma (Salerno editrice) 2006, 950 S.

Dieser stattliche Band von fast tausend Seiten beinhaltet 21 Beiträge von 20 Slawisten zur mittelalterlichen slawischen Literatur- und Sprachwissenschaft. Es handelt sich um folgende Beiträge:

- Georg Holzer, Gli slavi prima del loro arrivo in occidente (S. 13–49);
- Aleksander Naumow, Definizione delle aree culturali slave medievali tra mondo bizantino e mondo romano-germanico (S. 51–74);
- Sante Graciotti, Slavia orientale e Slavia occidentale. Contenziosi ideologici e culture letterarie (S. 75–144);
- Christoph Koch, L'ingresso degli Slavi nel mondo delle lettere: una scrittura in tre alfabeti (S. 145–185);
- Sante Graciotti, Le lingue letterarie degli Slavi in epoca medievale (S. 187–241);
- Francis J. Thomson, Il testo biblico dai libri liturgici alla Bibbia di Ostrog (1581) (S. 245–287);
- Evgenij G. Vodolazkin, La storiografia della Slavia ortodossa (S. 289–319);
- Cristiano Diddi, Agiografia e omiletica: dalla Slavia cirillo-metodiana alle tradizioni regionali (S. 321–403);
- Elena Velkovska, La liturgia presso gli Slavi ortodossi (S. 405–437);
- Krassimir Stančev, La poesia liturgica (S. 439–473);
- Jaroslav N. Ščapov – Elena V. Beljakova, Il testo giuridico: stili e influenze (S. 475–497);
- Vittorio S. Tomelleri, Traduzioni dal latino nella Slavia ortodossa (S. 499–520);
- Radoslav Katičić, La letteratura medievale croata (S. 523–568);
- Teresa Michałowska, Modelli e caratteri originali della letteratura polaca antica (S. 569–629);
- Michaela Hashemi-Kopecka, Le culture letterarie delle terre ceche (S. 631–668);
- Roland Marti, Dal manoscritto alla letteratura: per una testologia del patrimonio scritto slavo (S. 671–703);
- William R. Veder, Lo studio delle traduzioni fra *Slavia latina* e *Slavia slavonica* (S. 705–723);

Sergej N. Azbelev, *Rapporti tra il più antico epos russo e l'epica germanica* (S. 725–752);
Olga S. Popova, *Le illustrazioni dei manoscritti antico-russi* (S. 753–795);

Mario Capaldo, *La Slavia antica e altomedievale di fronte al mondo romano-germanico* (S. 799–832);

Cristiano Diddi, *Cronologia* (S. 834–863).

Es ist hier nicht möglich, alle Artikel des umfangreichen Bandes zu besprechen. Unter den Artikeln dominieren die literaturgeschichtlichen: 15 überwiegend literaturwissenschaftlich ausgerichteten Beiträgen stehen zwei sprachwissenschaftliche (Holzer, Graciotti 2), zwei mit teilweise linguistischer Problemstellung (Koch, Capaldo) und ein kunsthistorischer (Popova) gegenüber. Der am Ende stehende Artikel des Herausgebers, Mario Capaldo, sollte eigentlich am Anfang stehen, da er nicht nur eine umfassende Schau der slawischen archäologischen, kulturellen, linguistischen und ideologischen Gegebenheiten bietet, sondern auch Zielsetzungen und Ausrichtung des gesamten Bandes definiert. Was man in dem Band vermisst, ist eine Darstellung der vorchristlichen Religion der Slawen, die nur ganz am Rande vorkommt. Hinzuweisen ist auch auf die schönen, z. T. farbigen Abbildungen aus Handschriften zwischen den Seiten 320 und 321.

Die Autoren sind alle Fachleute auf den Gebieten, die sie besprechen. Trotzdem fällt ein Unterschied im Hinblick auf Verlässlichkeit und Relevanz auf. Ich möchte hier auf diejenigen Kapitel hinweisen, die mir besonders gelungen erscheinen: die Geschichte der slawischen Bibelübersetzung (F. J. Thomson), die Historiographie bei den orthodoxen Slawen (E. G. Vodolazkin), Hagiographie und Homiletik (C. Diddi), juristische Literatur (J. N. Šćapov – E. V. Beljakova), altpolnische Literatur (T. Michałowska), Textologie (R. Marti), altrussische Handschriftenillustration (O. S. Popova) und der eben erwähnte Überblicksartikel von Mario Capaldo. Nicht übersehen werden kann, dass das Hauptgewicht des Werks auf der kyrillo-methodianischen Periode der slawischen Literaturgeschichte sowie auf den Literaturen der orthodoxen Völker, besonders der altrussischen Literatur, liegt. Dies geht nicht immer aus dem Titel der Artikel hervor: so bespricht Francis J. Thomson die ursprüngliche Übersetzung, die ostslawische Tradition und – am Rande – die kroatisch-glagolitische Tradition. Die juristische Literatur bleibt auf die balkanisch-slawische („orthodoxe“) und ostslawische Tradition beschränkt. Das gleiche ist in dem Artikel von Marti der Fall. Eine Ausnahme zu dieser Beschränkung bilden die Artikel der italienischen Autoren Sante Graciotti, Cristiano Diddi und Mario Capaldo. Die geographische Einschränkung wird dadurch umso fühlbarer, da in den Artikeln über die altpolnische und altschechische Literatur die juristischen Texte ganz fehlen, man im Artikel über die altschechische Literatur darüber hinaus auch die altschechische Bibelübersetzung vergeblich sucht.

Im Artikel von Georg Holzer liegt das Gewicht auf der Zeit um das Jahr 600 n. Chr., als es ein im Wesentlichen einheitliches Urslawisch gab. Die Urheimat der Slawen wird im Gefolge der Untersuchungen Jürgen Udolphs im Nordosten der Karpaten angesiedelt. Der Artikel konzentriert sich auf sprachliche Lehnbeziehungen, Nachrichten antiker Autoren und auf Personen- bzw. Ortsnamen. Bei den Lehnwörtern werden germanische, iranische, griechische, awarische sowie baltische (Ortsnamen) behandelt, die sich in traditionellem Rahmen halten. Daneben werden auch die vom Autor behaupteten „temematischen“ Entlehnungen aus einer unbekannteren Sprache, die ihm zufolge wahrscheinlich mit der Sprache der Kimmerier zu identifizieren ist, erwähnt. Es wird hier der Eindruck vermittelt, dass es sich um anerkannte Entlehnungen handelt, was natürlich nicht der Fall ist. Ebenso wenig Chancen auf allgemeine Anerkennung haben die von Aleksandar Loma übernommenen, völlig phantastischen „skythischen“ Entlehnungen *lukъ* (< skyth. **lauka*- < gr. *δαυκος*) und *chaloga* (< skyth. **xālanga*- < gr. *φάλαγξ*). Es folgt die Diskussion der Verbindung verschiedener Ausgrabungen (Zarubincy, Przeworsk, Černjachov, Korčak, Penkovka) mit den historischen Slawen sowie der Möglichkeit, Zeugnisse antiker Autoren mit den Slawen in Verbindung zu setzen. Trotz der allgemein kritischen Einstellung des Autors plädiert er im Fall der Budinen Herodots für einen

Vergleich mit den (Ost-)Slawen. Auf der Grundlage der Schriften spätantiker Schriftsteller wird versucht, ein Bild von Religion (leider sehr kurz!), Lebensformen, Kriegsführung und Schifffahrt der frühen Slawen zu zeichnen. Trotz der vermuteten Urheimat im Nordosten der Karpaten wird eine zweite (?) Ethnogenese an der unteren Donau angenommen (S. 27 ff.), wobei H. dem rumänisch-amerikanischen Historiker F. Curta folgt. Darauf werden verschiedene Völkernamen (Σκλαβηνοί, Venethi, Σπόροι), auf die Gesellschaft bezogene Lexik (aruss. *narjadь*, ursl. (*u-*)*stroiti*) und verschiedene für die Slawen reklamierte geographische Bezeichnungen (z. B. Osseriates) besprochen, wobei H. eine kritische Haltung einnimmt. Der Artikel schließt mit einem Ausblick auf die rasante Ausbreitung der Slawen auf weite Gebiete Europas, wobei H. die Hypothese Omeljan Pritsaks und Horace G. Lunts vom Slawischen als lingua franca des Awarenreichs für möglich hält.

Die zwei Artikel Sante Graciottis sind sehr umfangreich und behandeln eine große Anzahl an Gegenständen. Freilich ist nicht zu übersehen, dass darin auch manche Fehler vorkommen. Der erste der zwei Artikel (S. 75–144) besitzt einen ideologisch-politischen ersten Teil (S. 75–107) und einen zweiten Teil (S. 108–143), in dem übersichtsartig die mittelalterlichen Literaturen der slawischen Völker, getrennt nach „westlichen“ (= katholischen) und „östlichen“ (= orthodoxen) Völkern, behandelt werden. Im ersten Teil, der durch eine gegenüber den orthodoxen Slawen, besonders den Russen, sehr kritische Haltung gekennzeichnet ist, überrascht die chronologische Grenze – in einer mittelalterlichen Literaturgeschichte –, die bis ins 19. bzw. 20. Jh. gezogen wird: es wird z. B. die Besetzung Bosnien-Herzegowinas (S. 88; nicht Annexion und nicht 1876, sondern 1878; die Annexion fand erst 1908 statt!) erwähnt oder die Empfänge westlicher Gesandter durch den Zaren Aleksej Michajlovič (S. 103). Verschiedene Wertungen werden kaum allgemeinen Applaus finden, z. B. die positive Wertung des vierten Kreuzzugs (S. 87) oder die durchgehend positive Einstellung gegenüber der römischen Kirche. Wie bereits erwähnt, gibt es eine große Anzahl an faktischen Fehlern. Die russische Fürstin Olga ist sicher nicht ein Jahrhundert vor der offiziellen Annahme des Christentums in Russland getauft worden (S. 80); der *Zakon sudnyj ljudem* hat nichts mit dem *Nomokanon* des Methodius gemein (S. 111); die Übersetzung des Apokryphons über Adam und Eva (= Apocalypsis Mosis) stammt erst aus mittelbulgarischer Zeit (S. 112); von der *Vita Methodii* gibt es keine bulgarischen Abschriften (S. 113); die kroatisch-glagolitische *Vita Adami et Evae* ist nicht zu den orthodoxen Slawen gelangt (S. 140), sie ist erst im 14. Jh. übersetzt worden; das Apokryphon vom weisen Ahiqar (Akir) kann nicht aus dem Lateinischen übersetzt sein, da es gar keine lateinische Übersetzung gibt (S. 140); eine kroatische Übersetzung des *Comestor*, d. h. der *Historia scholastica* des Petrus Comestor († 1178), ist nicht bekannt (S. 141). An verschiedenen Stellen behandelt Graciotti die *Trojasage*, die in mittelbulgarischen, serbisch-ksl., russisch-ksl. und kroatisch-glagolitischen Abschriften auf uns gekommen ist (S. 119, 121, 141 f.). Er teilt die Meinung der kroatischen Mediävistik, dass die Übersetzung ins Kroatisch-Glagolitische angefertigt worden sei. Diese Meinung ist seit dem Aufsatz von Radmila Marinković (Јужнословенски роман о Троји, *Анали* 1, 1961/1962, 9–66) obsolet, da sie nachgewiesen hat, dass die kroatisch-glagolitischen Abschriften textologisch sekundär sind: die Übersetzung muss zu Ende des 13. Jh. an der serbischen Adriaküste stattgefunden haben.

In Graciottis Artikel über die mittelalterlichen slawischen Schriftsprachen (Le lingue letterarie degli Slavi in epoca medievale) wird die unterschiedliche Entwicklung der „östlichen“ und „westlichen“ Sprachen stark betont: neben den ersten erfüllt das Kirchenslawische die Rolle der Schriftsprache, bei den zweiten das Lateinische. Ausgehend von dieser Dichotomie wird die Geschichte des Altkirchenslawischen (S. 192–198), des Kirchenslawischen verschiedener Redaktionen (Bulgarien + Makedonien, S. 198–203; Serbien, S. 203–207; Russland + „Ruthenien“, S. 207–217; westliche Slavia + Rumänien, S. 218–222), des Lateinischen in Böhmen, Polen und Kroatien (S. 223–225; viel zu knapp, vgl. z. B. die zahlreichen lateinischen Werke des tschechischen Mittelalters) und der einheimischen Schriftsprachen in Böh-

men und Mähren, in Polen und in Kroatien besprochen. Die Kapitel über das Ostslawische, Mittelbulgarische und Serbische sind nicht systematisch angelegt und lassen wichtige Erscheinungen aus (z. B. die Sprache der Novgoroder Birkenrindeninschriften). In den Kapiteln über das Tschechische, Polnische und Kroatische ist über die Sprachen fast nichts zu erfahren. Wohl im Sinne seiner Dichotomie spricht der Autor dem Kroatisch-Glagolitischen jegliche Schaffenskraft ab: „data la marginalità del glagolitismo e la sua quasi totale infecondità creativa in campo culturale, soprattutto in quello letterario e linguistico.“ (S. 232). Diese Wertung ist nur deswegen möglich, da G. scharf zwischen Kroatisch-Kirchenslawisch in glagolitischer Schrift und Volgare in glagolitischer Schrift trennt (vgl. S. 195, 234 f.). Aber sogar wenn man dies tut, ist diese Einschätzung sicher nicht richtig, man denke nur an ältere Übersetzungswerke wie das Brevier (größtenteils im 13. Jh. übersetzt), die Benediktregel (traditionell als Übersetzung des 11. oder 12. Jh. geführt, jedoch wahrscheinlich erst im 13. Jh. übersetzt) oder die Flagellantenredaktion der *Epistula de die dominica*. Leider stößt man auch in diesem Kapitel auf etliche Fehlinformationen: so gibt es in den Freisinger Denkmälern das Wort *komьkanie* nicht (S. 193), das *Slovo meštra Polikarpa z' Ibernie* (De morte prologus) ist nicht aus dem Tschechischen übersetzt, während der *Lucidar* sicher – und nicht bloß wahrscheinlich („forse per la mediazione ceca“) – aus dem Tschechischen übersetzt wurde (S. 235).

Der Artikel von Francis J. Thomson ist eine konzise Darstellung des aktuellen Forschungsstands über die Übersetzung der Bibel ins Altkirchenslawische. Der Artikel teilt sich in die Kapitel über die Übersetzungen Kyrills und Methods (S. 245–257), die bulgarischen Übersetzungen des 10. und 11. Jh. (S. 257–265), die kroatisch-glagolitische Tradition der aksl. Bibelübersetzung (S. 265–267), die Bibel bei den orthodoxen Slawen (S. 267–282) sowie die slawischen Bibeldrucke (bis ins 16. Jh.). Die Darstellung des Artikels ist informativ und bis auf wenige Ausnahmen verlässlich. Schade nur, dass es oft keine bibliographischen Angaben gibt. Einen unerklärlichen Lapsus stellt die Behauptung dar, die kroatischen Messbücher enthielten das gesamte Evangelium mit Ausnahme von Mc 1.1–4.34, Lc 1.1–4, 24.48–53 und Io 21.25 (S. 266), wissen wir doch seit Josef Vajs, dass die Missalien bloß 49% des Evangelientextes besitzen (vgl. z. B. Josip Vrana, *Najstariji hrvatski glagoljski evanđelistar*, Beograd 1975, 49). Der Autor ist gegenüber der Autorschaft Methods von alttestamentarischen Büchern, die viele Übersetzungsfehler enthalten, kritisch eingestellt: dies betrifft etwa die Bücher der Könige, Sprüche, Lied der Lieder und Jesus Sirach (S. 260 f.).

In Evgenij G. Vodolazkins Beitrag werden die historischen und christlichen Schriften der orthodoxen Ost- und Südslawen behandelt. Der Autor bespricht zuerst die aus dem Griechischen übersetzten Werke, die hauptsächlich in Bulgarien übersetzt wurden, wie die Chronik des Johannes Malalas, die Kurzchronik (*Breviarium*) des Patriarchen Nikephoros I. von Konstantinopel, die Chroniken des Georgios Synkellos, des Johannes Zonaras und des Konstantin Manasses. Auch die mittelbulgarische Historische Paläa (S. 295; wohl eher im 12., und nicht erst im 13. Jh. übersetzt) wird erwähnt, nicht jedoch die im 14. Jh. angefertigte serbische Übersetzung (vgl. zuletzt dazu meinen Artikel: Die älteste Bezeugung der historischen Paläa in slavischer Übersetzung [cod. slav. Vindob. Nr. 158], *Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor* 73, 2007, 45–75). Bei der Übersetzung der Hamartolos-Chronik schließt sich Vodolazkin der Theorie Istrins (11. Jh. in der Kiewer Rus“) an. Auch andere Übersetzungswerke mit historischen Informationen werden kurz besprochen, z. B. der *Šestodnev* des Exarchen Johannes oder die *Geschichte des jüdischen Krieges* von Josephus Flavius. Darauf geht der Autor auf die einheimischen Werke über, die teilweise auf den übersetzten Werken beruhen. Im Mittelpunkt seiner Erörterungen steht naturgemäß die (alt-)russische Chronistik: Nestorchronik, chronographische Kompilation von 1262 („Cronografo giudaico“), die ab dem 16. Jh. entstehenden Chronographen, *Licevoj svod* und *Stepennaja kniga carskogo rodoslovija*. Eine vom Umfang her bescheidenere Rolle nimmt die spätmittelalterliche südslawische Chronistik ein: serbische *Rodoslovi* (= Herrscherstammtafeln) und *Letopisi* (Annalen) oder die *Anonym bulgarische Chronik*.

In seinem Artikel bespricht Cristiano Diddi die Hagiographie und Homiletik. Der Autor erweist sich als bestens über die mittelalterliche Literatur unterrichtet, er kennt außerdem eine Menge an älterer und neuer Sekundärliteratur. Verschiedene Beobachtungen sind originell und anregend, z. B. die Ablehnung von Heiligen, die nicht in der griechischen Kirche verehrt werden, in der altrussischen Chronik (*Skazanie o russkoj gramote*, S. 329 f.), illustriert am Beispiel des hl. Adalbert/Vojtěch. Positiv ist hervorzuheben, dass in den Kapiteln über die Polen, Tschechen und Kroaten auch die lateinisch geschriebene Literatur berücksichtigt wird.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist ein verstärktes Interesse an kyrillo-methodianischer, albulgarischer und altrussischer Hymnographie festzustellen, wobei es gelang, eine beachtliche Zahl an neuen Originaltexten zu eruieren, die teilweise – auf Grund von Akrostichen – verschiedenen Autoren zugewiesen werden konnten. Diesem Aspekt der älteren slawischen Literaturen widmet sich der Artikel von Krasimir Stančev. Er wertet die Texte des 9. und 10. Jh. (Autoren: Method, Konstantin von Preslav, Klemens von Ochrid, Naum von Ochrid) als Konkurrenz zur byzantinischen Hymnographie („In competizione con i poeti bizantini“; S. 443). Dieser ersten Periode folgt eine zweite vom 11. bis zum 13. Jh., als sich neben Bulgarien auch die alte Rus’ und Serbien mit hymnologischen Werken zu Wort melden. Abschließend befasst sich der Artikel mit den darauffolgenden Jahrhunderten (14.–16. Jh.), in denen ebenfalls neue Hymnen entstehen (wichtigste Autoren: Euthymius von Trnovo, Metropolit Kyprian von Kiew, Gregor Camblak, Metropolit von Kiew, Demetrius Kantakuzin, Teodosije v. Hilandar, Pachomij der Serbe).

Die juristischen Denkmäler werden in dem Artikel von Šćapov und Beljakova nach chronologischen und territorialen Kriterien eingeteilt: auf großmährische Übersetzungen (Synagoge in 50 Titeln [= methodianischer Nomokanon], *Zapovedi svjatyh otec*, *Zakon sudnyj* [Auszug aus der Ekloge]) folgen Bulgarien (Syntagma in 14 Titeln [= Efremskaja kormčaja]), Serbien (Nomokanon des hl. Sava, Syntagma des Matthäus Blastares, Gesetzbuch des Zaren Dušan, Gesetz des Kaisers Konstantin [= *Νόμος γεωργικός*]) und die Rus’ (*Russkaja pravda*, Statute einzelner altrussischer Fürsten, *Merilo pravednoe*, *Sudebnik* von 1497, *Stoglav* von 1551, *Sobornoe Uloženie* von 1649 sowie die Druckausgaben des Nomokanon [= *Kormčaja kniga*]). Die neueren Monographien von Kirill A. Maksimovič (1. *Zakonъ sudьnyi ljudьmъ. Istočnikovedčeskie i lingvističeskie aspekty issledovanija slavjanskogo juridičeskogo pamjatnika*, Moskva 2004; 2. *Zapovědi svjetychъ otcъ*, Moskva 2008) konnten aus Zeitgründen nicht mehr berücksichtigt werden.

Im Beitrag Vittorio S. Tomelleris erwartet man auf Grund des Titels die Behandlung der Übersetzungen der orthodoxen Slawen aus dem Lateinischen, in Wirklichkeit kommen jedoch bloß die ostslawischen Übersetzungen am Ausgang des Mittelalters und in der frühen Neuzeit vor. Zu einer weiteren Einschränkung kommt es dadurch, dass die indirekten Übersetzungen – etwa über das Polnische – ausgeschlossen werden. So werden in dem Artikel die Neuübersetzungen der Gennadius-Bibel, grammatische Traktate, Übersetzungen von Maksim Grek, historische und geographische Werke sowie der Psalmenkommentar des Bruno von Würzburg besprochen. Kontroverse Übersetzungswerke wie das *Skazanje ob Indijskom carstve*, das manche für eine aus Dalmatien importierte Übersetzung halten (Istrin), andere aber für eine ostslawische Übersetzung (Sobolevskij), bleiben ausgespart. Auch die seltenen serbischen Übersetzungen – z. B. im Hilandarer medizinischen Kodex Nr. 517 – finden keine Erwähnung.

William R. Veder widmet sich in seinem Beitrag den Unterschieden von Übersetzung und Tradition von Texten in der *Slavia latina* und *Slavia orthodoxa* (= *Slavia slavonica*). Die *Slavia latina* wird bei ihm durch das Kroatisch-Kirchenslawische repräsentiert. Im ersten Teil untersucht er die kroatische Übersetzung zweier Sequenzen (*Dies irae* und *Victimae paschali laudes*) sowie den Osterhymnus *Chrъstъ vъskrъse iz mrtvyljichъ* (*Χριστὸς ἀνέστη ἐκ νεκρῶν*) in kroatischer und neukirchenslawisch-bulgarischer Version. Im zweiten Teil kommt Veder aufbauend auf der Analyse dieser Texte zu verschiedenen Unterschieden zwischen Westkir-

chenslawischer und orthodox-kirchenslawischer Tradition, z. B. dass die (lateinischen) Texte in Kroatien autoritativ und leicht verfügbar waren, dass die Übersetzung das Original – anders als bei den orthodoxen Slawen – nicht ersetzte, dass die Texte offen für Redaktionen waren usw. Wenn auch manche dieser Unterschiede gegolten haben mögen, sind die zwei Überlieferungszweige nicht dermaßen unterschiedlich, wie suggeriert wird. So mag es wohl sein (S. 719), dass mehr Originale der orthodoxen als der westlichen Literatur verlorengegangen sind, Beispiele lassen sich aber unschwer auch in der kroatischen Literaturgeschichte ausfindig machen, sowohl solche, die bisher nicht gefunden werden konnten (z. B. die unmittelbare italienische Version der *Somme le Roi*) oder solche, die in Kroatien nicht vorhanden sind. Dass die Lokalisierung von Handschriften leichter sei als bei den orthodoxen Süd- und Ostslawen (S. 720 f.), liegt eher daran, dass das kroatisch-glagolitische Gebiet geographisch begrenzt ist, jedoch ist es auch hier keineswegs immer möglich, etwa zwischen Istrien, Vindodol oder den Kvarner-Inseln zu entscheiden. Vollends unklar bleibt die Aussage, die kroatisch-glagolitische Handschriftenproduktion sei nach der Einführung des Buchdrucks extrem zurückgegangen (S. 722: „il rapido calo delle copie eseguite a mano in seguito all'avvento della stampa“). Dem widersprechen nicht nur etliche Miscellancodices aus dem 16. und 17. Jh., sondern auch die Tatsache, dass es in ganz Kroatien bis ins 18. Jh. nur kurzlebige Druckereien (Senj, Rijeka) gab.

Radoslav Katičić behandelt in seinem Beitrag die Literatur auf dem Gebiet zwischen Drau, Donau und Adria. Kroatien ist das einzige slawische Land mit einer Kontinuität zwischen (Spät-)Antike und Mittelalter. Dementsprechend wird der lateinisch geschriebenen Literatur ab dem 9. Jh. – und vielleicht bereits früher (Evangeliar von Split) – besonderes Augenmerk geschenkt. Bis zum 11. Jh. haben sich schriftliche Zeugnisse des kroatischen Fürstentums bzw. Königreichs ausschließlich in lateinischer Sprache erhalten. Aus der ersten Zeit sind allerdings nur epigraphische Zeugnisse bzw. Abschriften aus späterer Zeit (z. B. die Translationsberichte der hll. Anastasia/Stošija und Chrysogonus/Krševan nach Zadar) bekannt. Ab dem 10. und 11. Jh. beginnt die lateinischsprachige literarische Produktion aus Dalmatien reichlicher zu fließen, und zwar aus den damals noch romanischen Städten Kotor, Dubrovnik, Split, Trogir und Zadar. Aus dem 11. Jh. und beginnenden 12. Jh. stammen die ersten epigraphischen (Inschriften von Baška, Krk, Plomin und Valun) sowie handschriftlichen (Codex Clozianus, Wiener Blätter) Zeugnisse in (kroatisch-)kirchenslawischer Sprache und glagolitischer Schrift. Zur selben bzw. etwas späterer Zeit machen sich auch die kontinentalen kroatischen Gebiete (Bistum Zagreb) in der Literatur bemerkbar. Der Artikel schließt mit einem Ausblick auf die spätmittelalterliche Literatur- und Kulturgeschichte, die schon durch Vorboten des Humanismus gekennzeichnet ist.

Roland Marti stellt in seinem Beitrag die Wechselbeziehung zwischen Handschrift und Literatur in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Er unterscheidet zwischen *Slavia cyrillo-methodiana*, *Slavia romana* und *Slavia orthodoxa*. Da die *Slavia orthodoxa* das kyrillo-methodianische Erbe besser bewahrt hat, sieht er im Folgenden von der *Slavia romana* ab und behandelt die Literatur der Bulgaren, Ostslawen und Serben. Zu Recht weist er der alt-ostslawischen Literatur eine führende Rolle bei der Bewahrung des kyrillo-methodianischen und altbulgarischen (10. Jh.) Erbes zu. Ob allerdings das lange Aprakosevangelium und die Menäen in der Rus' entstanden sind (S. 693), bleibt fraglich. Und eine Ergänzung: Die vollständigen Handschriften des *Römischen Paterikons* (= Dialoge Gregors des Großen), das unter der bulgarischen Literatur erwähnt wird (S. 691), stammen zwar wirklich erst aus dem 16. Jh., jedoch gibt es fragmentarische Textzeugen bereits seit dem 13. Jh. Marti schließt seinen Artikel mit der athonitischen Periode, die er als Ausklang der balkanslawischen Literatur wertet (S. 699: „il declino dell'area slavo-balcantica“), und der ostslawischen Spätphase der slawisch-orthodoxen Literatur. Wichtig erscheint mir seine Wertung der Literatur der *Slavia orthodoxa* als „dritten Weg“ europäischer Geistesgeschichte: „La letteratura della Slavia ortodossa rap-

presenta un caso unico, essendo, nella storia della cultura europea, l'unico esempio di "terza via" ...“ (S. 703).

Der Artikel von Sergej N. Azbelev versucht die Beziehungen zwischen den russischen Bylinen (ab dem 17. Jh. bezeugt) und der altnordischen *Thidrekssaga* (um 1250 in Norwegen entstanden) bzw. ihrem niederdeutschen Vorbild, dem *Hertmit*, aufzuhellen. Er stützt sich dabei auf Untersuchungen von Aleksandr N. Veselovskij (1838–1906), geht aber weit über ihn hinaus. So nimmt er das Zeugnis der *Ioakimovskaja letopis'* aus dem 17. Jh., die nur in Auszügen von Vasilij N. Tatiščev (1686–1750) erhalten ist, für bare Münze und identifiziert den Vladimir der Bylinen und der altgermanischen Heldensage nicht mit Vladimir Svjatoslavič (†1015), sondern mit einem König Vladimir aus dem 5. Jh. n. Chr.

Die Artikel des von Mario Capaldo geplanten und herausgegebenen Bandes vereinen eine Reihe führender Fachleute der Slawistik. Man findet darin viele interessante Beiträge über Sprachgeschichte, Schriftgeschichte, Literaturgeschichte, Kulturgeschichte und politische Geschichte der mittelalterlichen Slawen. Wie es bei einer so großen Anzahl an Autoren nicht anders zu erwarten ist, sind die Artikel nicht alle gleich verlässlich. Wichtiger ist jedoch, dass sich in etlichen davon bemerkenswerte Überlegungen zu den geistigen Strömungen der europäischen Geschichte finden. Auch wenn manches davon keine ungeteilte Zustimmung finden wird, geben diese Ideen sicher Anregungen für künftige Diskussionen. Dafür schulden wir Mario Capaldo unseren Dank.

Johannes Reinhart
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 johannes.reinhart@univie.ac.at

Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Ulrich Schmid, Stuttgart (Reclam) 2010, 432 S.

Der Stuttgarter Reclam-Verlag, der in den vergangenen Jahren zahlreiche Textanthologien zu Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften veröffentlicht hat, legt nun einen höchst beachtlichen Band zu den verschiedenen theoretischen Ansätzen vor, die im Verlauf des 20. Jahrhunderts die Literaturwissenschaft geprägt haben. Im diachronen Rückgriff auf den Beginn des Jahrhunderts (Wilhelm Dilthey, Sigmund Freud) und die Zwischenkriegszeit (Russischer Formalismus, Jan Mukařovský, Michail Bachtin, Walter Benjamin) lässt sich der vorliegende Band als Weiterführung und Ergänzung der vor einigen Jahren im selben Verlag erschienenen Kompilation *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart* (Kimmich – Renner – Stiegler 2008) verstehen, der sich auf den jüngsten Stand der literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion konzentriert. Hält man die beiden Bände gegeneinander, zeigt sich deutlich die Relativität und Bedingtheit der jeweils gewählten Klassifikationsmuster – so ist Hans Robert Jaub von einem Band zum anderen etwa aus dem Abschnitt zur Hermeneutik in jenen der Wirkungstheorie gewandert, Jürgen Habermas aus der Kapitel zu Literatur und Gesellschaftstheorie in den Abschnitt zur Diskurstheorie, Gérard Genette findet sich in den *Texten* unter der Rubrik „Strukturalismus und Semiotik“, im hier besprochenen Band dagegen unter „Intertextualität“, Wolfgang Iser ist analog zu Jaub von der Dekonstruktion zur „Wirkungstheorie“ übergewechselt, und Niklas Luhmann schließlich firmiert nun nicht mehr unter dem Zeichen der Systemtheorie, sondern unter jenem der Literatursoziologie. Dass literaturwissenschaftliche Begriffsbildung stets nur als den Charakter einer Annäherung beanspruchen kann, belegt

auch der vorliegende Band gleich in seinen ersten Abschnitt, der mit „Textimmanente Ansätze“ überschrieben ist sich zunächst mit den theoretischen Modellen des russischen Formalismus und danach mit jenen von Jan Mukařovský auseinandersetzt – dem könnte nun die Gliederung des russischen Formalismus durch Aage Hansen-Löve entgegengehalten werden, der für die dritte Phase des Formalismus (FIII) anders als noch im paradigmatischen Reduktionsmodell (FI) und im syntagmatischen Funktionsmodell (FII) eben gerade die Überschreitung der Textimmanenz postulierte und den spätfomalistischen Ansatz als pragmatisches Modell bezeichnete (Hansen-Löve 1996: 369). Zu Mukařovskýs spezifischer Ausformung des Strukturalismus wiederum wäre anzumerken, dass sämtliche Zentralbegriffe dieses Ansatzes, wie ästhetische Funktion, ästhetische Norm und ästhetischer Wert, ihren Fluchtpunkt im (sozialen) Kollektiv besitzen und somit ebenfalls kaum als textimmanent angesehen werden können.

Erwähnenswert in Bezug auf die personelle Zusammensetzung der Beitragenden zum Band *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts* scheint weiter eine signifikante slawistische Komponente, sind von den insgesamt vierzehn Autorinnen und Autoren mit Ilja Karenowicz, Annette Luisier, Jochen-Ulrich Peters, Ulrich Schmid, Anton Seljak, Dirk Uffemann und Andrea Zink doch gleich die Hälfte ausgebildete Slawistinnen und Slawisten, von denen die Mehrzahl beruflich in der Schweiz tätig ist. Man mag diese Konstellation nun als völlig irrelevant abtun, würden nicht rezentere Modelle der Kulturwissenschaft gerade die Relevanz des diskursiven Ortes, von dem aus gesprochen und repräsentiert wird, in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gerückt haben. Edward Said etwa stellte seiner folgenreichen Studie zum Orientalismus bewusst Marx' Formulierung „The cannot represent themselves; they must be represented“ als Motto voran (Said 2003: XXVII), um die Repräsentationsherrschaft europäischer Zuschreibungen dem Orient gegenüber zu veranschaulichen, und auch in Gayatri Spivaks zentralem Essay *Can the Subaltern Speak?* spielen Fragen zur Selbstrepräsentation der Subalternen eine wichtige Rolle (Spivak 2008: 31 ff.). Umgelegt auf den hier besprochenen Band würden diese aus den Postcolonial Studies herrührenden Ansätze wohl die Fragestellung generieren, ob sich die prominente Teilnahme der Slawistik auch in der Präsentation der diversen literaturtheoretischen Richtungen entsprechend manifestiert; tatsächlich kann konstatiert werden, dass mit dem russischen Formalismus, mit Mukařovský und Roman Jakobson als Proponenten des Strukturalismus sowie mit Jurij Lotmans kultursemiotischem Modell die (neben Michail Bachtins Konzepten von Polyphonie, Dialogizität und Karnevalismus) wohl einflussreichsten slawischen Beiträge zur Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts im Band entsprechend vertreten sind. Theorieangebote aus einem slawischen Kontext heraus, die über diese ja bereits fix kanonisierten Schulen hinausgehen, wie etwa Aleksandar Flakers evolutives Modell einer Stilformation (Flaker 1976), Peter Zajac' ganz im Zeichen von Jean-François Lyotards Absage an Metaerzählungen als offenes Projekt präsentierte Pulsationsliteraturgeschichte (Zajac 1993) oder auch jüngere Beiträge der polnischen Literaturwissenschaftler Janusz Sławiński und Michał Głowiński (Sławiński 1975) haben in dem Band dagegen keine Berücksichtigung gefunden. Man mag diesen Umstand aus slawistischer Sicht heraus bedauern, auf der anderen Seite reflektiert die in dem Band getroffene Auswahl natürlich auch bestimmte Prozesse einer Kanonisierung, die mehr darstellt als die rein subjektiv gültigen Vorlieben des Herausgebers.

Der Präsentation der einzelnen literaturtheoretischen Ansätze vorangestellt ist eine Einleitung von Ulrich Schmid, in der Vf. zunächst auf die Relevanz des osteuropäischen kulturellen Kontextes für die Entstehung der modernen Literaturtheorie hinweist und dabei Namen wie Lukács, Jakobson oder Ingarden erwähnt, wobei dem Deutungsmuster einer besonders engen Verbindung von Kunstpraxis und -theorie in den osteuropäischen Avantgarden die Frage entgegengehalten werden könnte, ob dieser Konnex in den westeuropäischen Avantgarden, also in Futurismus, Expressionismus und Surrealismus, nicht in analoger Form existierte. In weiterer Folge entfaltet Schmid ausgesprochen konzise die später im Band dann in Einzeldarstel-

lungen vorgestellten Theorien aus fünf zentralen, der Moderne zuzuschlagenden wissenschaftsgeschichtlichen Innovationen heraus – es sind dies der Marxismus, die Linguistik Ferdinand de Saussures, Friedrich Nietzsches ein stabiles Zeichenverständnis unterminierende (und von daher auf die Dekonstruktion voraus weisende) Sprachphilosophie, die von Sigmund Freud entwickelte Psychoanalyse sowie die gerade für den osteuropäischen Kontext höchst relevante Phänomenologie Edmund Husserls. Vf. umreißt zunächst die wesentlichen Parameter dieser Modelle und skizziert dann ihr Weiterwirken in den einzelnen im Band präsentierten Ansätzen, wenn er ausgehend von Marx etwa eine Linie über Lukács und Benjamin, Pierre Bourdieu und Michel Foucault bis hin zu rezenteren Positionen der Gender und der Postcolonial Studies zieht. Zusätzlich wird dieses Raster, das auch die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Richtungen thematisiert, vom Vf. dann noch durch eine Gegenüberstellung werkimmanenter und werktranszendenter, auch die Relationen von Text und Sozium fokussierender Ansätze ergänzt. Auf diese Weise entsteht letztlich ein dicht gehaltenes doppeltes Gliederungsmuster als erster Orientierungspunkt, das nicht zuletzt auch didaktisch überzeugend ausfällt und einem breiteren Publikum den Einstieg in die komplexe Materie sicher erleichtert. Dies scheint im vorliegenden Band insofern von besonderer Bedeutung zu sein, als er (wohl im Zeichen eines postmodern inspirierten Pluralisierungsgestus) ja von mehreren Literaturtheorien anstelle eines einzigen monolithischen Theorieblocks spricht, wodurch sich naturgemäß die Frage nach deren wechselseitiger Kontextualisierung besonders dringend stellt. Am Schluss seiner Einleitung prognostiziert Schmid der Literaturwissenschaft eine weitere Zunahme interdisziplinärer, etwa in die Bereiche Neurobiologie und Jurisprudenz hineinreichende Ansätze, plädiert gleichzeitig aber für die Beibehaltung des „hermeneutischen Kerngeschäftes“ (37), was insofern plausibel erscheint, als sich prinzipiell keine Theorie einem vorgängigen, an den literarischen Text herangetragenen Interesse von Erkenntnis entschlagen kann.

Ähnlich überzeugend sind dann auch die insgesamt siebzehn Einzeldarstellungen gegliedert. Sie werden jeweils durch ein auch graphisch markiertes, grau unterlegtes Medaillon eingeleitet, in denen die wichtigsten Merkmale der präsentierten Richtung zusammengefasst sind, danach folgt ein längerer Abschnitt, der die Richtung insgesamt exemplifiziert. In einem zweiten Schritt werden dann die wichtigsten Vertreter/innen des jeweiligen Ansatzes zunächst durch einen biographischen Abriss und danach über ihre wesentlichen theoretischen Positionen vorgestellt; abgeschlossen werden die einzelnen Abschnitte dann durch eine kommentierte Auswahlbibliographie von Primär- und Sekundärliteratur. Den Anfang machen dabei (insgesamt sechs) als „textimmanent“ beschlagwortete Ansätze, die von Annette Luisiers Darstellung von Formalismus und Strukturalismus eröffnet werden und die insbesondere in Bezug auf die erste theoretische Richtung die implizite Problematik einer personenbezogenen Darstellung reflektiert: So erleichtert die auf die drei zentralen Proponenten des Formalismus Šklovskij, Ejchenbaum und Tynjanov konzentrierte Darstellungsweise einem mit dem Materie weniger vertrauten Publikum (an das sich der Band über seinen einführenden Charakter zweifelsohne richtet) wohl den Zugang zur Materie, fällt aber hinter die einschlägigen Standardwerke von Viktor Erlich und Aage Hansen-Löve zurück, die sich in ihren Darstellungen weniger an Personen, sondern primär an Modellbildungen und Verfahren orientieren (Erlich 1987, Hansen-Löve 1996). Dennoch sind hier die zentralen theoretischen Innovationen des russischen Formalismus, wie Verfremdung, Verschiebung, der Gegensatz zwischen Fabula und Sujet, die Verslehre sowie das Konzept einer auf Automatisierung und Entautomatisierung beruhenden Konzeption der literarischen Evolution knapp und zuverlässig dargestellt und in ihrem Entstehungskontext (der Nähe zur russischen Futurismus mit dessen Konzept einer transmental Sprache) verortet. Analoges gilt in abgeschwächter Form auch für Luisiers logischerweise direkt an den Formalismus anschließende Darstellung des Strukturalismus, wobei sich Vf. zunächst auf Saussure konzentriert, ehe danach Roman Jakobson, Jan Mukařovský und Roland Barthes in Einzeldarstellungen präsentiert werden. Dabei rückt Vf. für Ja-

kobson dessen weithin bekanntes Modell der sechs sprachlichen Funktionen und für Mukařovský dessen Zentralbegriffe „Norm“, „Funktion“ und „Wert“ ins Zentrum ihrer Darstellung, während sie sich im Falle von Barthes weniger dessen direkt literaturwissenschaftlichen Arbeiten wie der *Lust am Text* (Barthes 1986) oder *Am Nullpunkt der Literatur* (Barthes 1982) als vielmehr dessen wirkmächtiger Analyse von Mythen des Alltags und dessen im Zeichen der Semiotik erfolgenden Auseinandersetzung mit der japanischen Kultur widmet. Wenn dieser Abschnitt insgesamt weniger überzeugend ausfällt als der vorangegangene zum russischen Formalismus, so mag dies vielleicht auch daran liegen, dass ein komplexer und in mehreren Disziplinen verankerter, an der Nahtstelle von Strukturalismus und Poststrukturalismus positionierter Autor wie Barthes sicher schwieriger auf einen Nenner zu bringen ist als die im Vergleich dazu doch wesentlich kohärentere Theoriebildung der formalen Schule. In Luisiers Bibliographie schließlich wären auf S. 74 an zwei Positionen Unstimmigkeiten zu vermerken: Einmal betrifft dies die Bemerkung der Vf., wonach Jan Mukařovskýs deutscher Auswahlband *Kapitel aus der Poetik* in knapper und deshalb schwer verständlicher Form die Konzepte zur Ästhetik des tschechischen Autors enthalte. Warum Luisier gerade in diesem (eben der Poetik) gewidmeten Band nach der *Ästhetik* Mukařovskýs sucht, wenn sie eine Position zuvor eigens dessen Parallelband *Kapitel aus der Ästhetik* angeführt hat, bleibt ebenso unklar wie die prinzipielle Aufnahme eines angeblich schwer erschließbaren Werk in einen Band, der sich doch zweifellos als Einführung verstehen lässt; Analoges gilt in gleicher Weise für Barthes' *Reich der Zeichen*, dem Vf. den Charakter einer Einführung in Barthes' Denken abspricht.

Als ausgesprochen gelungen erweist sich danach Anton Seljaks Darstellung der Intertextualität, was insofern besonders erwähnenswert scheint, als dieser Ansatz kaum je eine kohärentes, fix umrissenes Theoriegebäude, sondern eher ein Bündel von verschiedenen, in ihrem Anspruch durchaus heterogen gehaltenen Modellen von Text-Text-Beziehungen repräsentierende. Seljak präsentiert zunächst Michail Bachtins Konzept der Dialogizität und der Polyphonie, der der russische Autor am Beispiel der Romane Fedor Dostoevskijs exemplifiziert hat, und stellt diesem Modell dann das weiter gefasste von Julia Kristeva gegenüber, die den Intertextualitätsbegriff extrem weit fasst und dabei auch die tradierte Instanz des Autors suspendiert, die zugunsten von autonom interagierenden Texten in den Hintergrund tritt. Anhand von Gérard Genettes wichtiger Studie *Palimpseste* exemplifiziert Seljak danach Genettes weit aufgefächerte Systematisierung intertextueller Relationen, ehe schließlich mit Harald Blooms „Einflussangst“ und Renate Lachmanns Konzept von Texten als Speichermedium kultureller Erinnerung noch weitere Ansätze von Intertextualität in die Diskussion gebracht werden. Weniger zufrieden stellend fällt dagegen die von Seljak zusammengestellte, ausgesprochen spärlich gehaltene Bibliographie aus, die kein einziges Werk von Michail Bachtin anführt. Von ähnlich ansprechendem Charakter ist auch Monika Schmitz-Emans' Kapitel zur Dekonstruktion, das sich auf Jacques Derrida und Paul de Man konzentriert und (besonders in Bezug auf letzteren) das Kunststück zuwege bringt, die sich einer synthetisierenden, jeglicher fixierbarer Bedeutung bewusst verweigernden Lektürepraktiken der Dekonstruktion auf einen allgemein verständlichen Nenner zu bringen und so jene „Unlesbarkeit“, die Paul de Man für jeden literarischen Text postuliert (die aber in gleichem Maße auch seine eigenen theoretischen Texte affiziert) ein beachtliches Stück weit zu suspendieren. Überspitzt gesagt, handelt es sich bei Schmitz-Emans' Nachzeichnen von Derridas die Präsenz des Sinnes stets von einem Signifikanten zum nächsten weiter verschiebender „différance“ und von de Mans Konzept einer mit rhetorischen Operationen arbeitenden und so strategisch alle sinnstiftenden Ordnungsmuster unterlaufenden Literatur selbst um eine dekonstruierende Rückübertragung der referierten Theoreme in gerade jenen Kontext intersubjektiv nachvollziehbarer Fixierung von Bedeutung, der von den Adepten der Dekonstruktion programmatisch zurückgewiesen wird. Der Umstand, dass diese von Schmitz-Emans geleistete Arbeit am Textsinn mitunter apologetische Züge annimmt, wird insofern wieder ausgeglichen, als Vf. am Schluss ihrer umfangreichen

Literaturliste auch Peter V. Zimas Studie zur Dekonstruktion anführt, in der aus einer der Kritischen Theorie Adornos verpflichteten Position heraus eine Reihe von kritischen Einwänden der Dekonstruktion gegenüber vorgebracht wird.

Bei den letzten zwei der sechs textimmanenten Ansätze handelt es sich um die im Vergleich etwa zu Intertextualität oder Dekonstruktion im gegenwärtigen literaturtheoretischen Diskurs wohl weniger hoch im Kurs stehenden Hermeneutik, die von Ilja Karenovics präsentiert wird, sowie um die von Andrea Zink referierte Narratologie. Karenovics eröffnet seine Darstellung mit einem informativen und weit gespannten, mit den Kirchenvätern einsetzenden und bis zu Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer reichenden historischen Abriss zur Evolution der Hermeneutik und konzentriert sich danach auf die Positionen Gadamers, auf die werkimmanente, sämtliche außerästhetische Parameter zurückstellende Interpretation, wie sie von Emil Staiger gefordert wurde, sowie auf Paul Ricœurs Hermeneutik des Subjekts, das von Ricœur zwar nicht aufgegeben, aber auch nicht mehr absolut gesetzt wird. In diesem Abschnitt tritt die Referenz auf die Literaturwissenschaft zugunsten anders gelagerter philosophischer Fragestellungen spürbar in den Hintergrund, der werkimmanente Ansatz Emil Staigers wiederum dürfte heute (anders als jener des Formalismus) nicht zuletzt wegen der gewählten, letztlich einer idealistischen Ästhetik entlehnten Begrifflichkeit weitgehend obsolet geworden sein. Andrea Zink wiederum zeichnet in einem recht zersplitterten, teilweise nicht wirklich überzeugenden historischen Aufriss zuerst die an den Siegeszug des Romans gekoppelte Theoriegeschichte der Narratologie beginnend vom russischen Formalismus und Vladimir Propps folgenreicher, hier ungenau als *Morfologija volšebnoj skazki* zitierter Untersuchung (165) nach, ehe sie sich paradigmatisch mit Käte Hamburgers *Logik der Dichtung* und dem darin aufgestellten Postulat einer prinzipiellen Eigenständigkeit fiktionaler Aussagen, mit Wayne Clinton Booths *The Rhetoric of Fiction* und der dort artikulierten Präsenz des Autors als organisierender Instanz innerhalb des narrativen Textes sowie mit Franz Karl Stanzels Untersuchungen *Typische Formen des Romans* und *Theorie des Erzählens* auseinandersetzt. Man wird besonders Zinks Darstellung von Booths Ansatz als indirektem Gegenpol zur ubiquitären poststrukturalistischen Doktrin vom Tod des Autors mit Gewinn lesen, nichtsdestoweniger stellt sich in diesem Zusammenhang die (freilich nicht der Vf. selbst, sondern dem Herausgeber des Bandes zu verrechnenden) Frage nach der prinzipiellen Berechtigung, die Narratologie im vorliegenden Kontext überhaupt zu berücksichtigen, handelt es sich bei dieser Richtung m. E. doch weniger eine alle literarischen Gattungen gleichermaßen umfassenden *Literatur-*, als vielmehr um eine *Erzähltheorie* mit eingeschränktem Erkenntnisanspruch (insbesondere an den Titeln der beiden Untersuchungen von Stanzel ist diese Einschränkung auch deutlich ablesbar).

Diesem ersten Block folgen weitere fünf theoretische Modelle, die unter dem (nur teilweise überzeugenden) Überbegriff „Interdisziplinäre Ansätze“ subsumiert und mit Linda Simonis' unter dem Signum biographischer Ansätze stehenden Darstellung Wilhelm Diltheys eröffnet werden. Simonis konzentriert sich hier vorrangig auf Diltheys Untersuchung *Das Erlebnis und die Dichtung* und auf dessen Verständnis des literarischen Textes als „Lebensäußerung“ seines Autors; darüber hinaus positioniert sie Diltheys Ansatz neben entsprechenden internationalen Ansätzen wie dem „biographical approach“ in England oder der in Frankreich beliebten Textgattung „l'homme et l'œuvre“ und verweist pointiert auf die methodologischen Schwachpunkte von Diltheys Konzept, wie etwa auf die Gleichsetzung des Autors mit seinen Texten oder auf das Ausklammern der Sprache als Medium der literarischen Äußerung. Die Interdisziplinarität von Diltheys Zugang zum literarischen Text geht jedoch aus der Darstellung der Vf. nicht hervor, eher im Gegenteil: Simonis hebt Diltheys Nähe zu einem hermeneutischen Zugang derart stark hervor, dass sich die Frage aufdrängt, warum Dilthey dann nicht gleich im entsprechenden Abschnitt behandelt wurde; die Eröffnung des interdisziplinären Blocks gerade mit Dilthey erscheint so eher als eine Verlegenheitslösung – ganz offensichtlich konnte man mit Diltheys inzwischen wohl in die Jahre gekommenen Positionen

nichts Rechtes anfangen, wollte auf sie andererseits auch nicht gänzlich verzichten. Weitaus nachvollziehbarer ist das Schlagwort der Interdisziplinarität dann bei den marxistischen Literaturtheorien, die (am Beispiel von Georg Lukács und Walter Benjamin) wiederum von Linda Simonis präsentiert werden. Vf. arbeitet für Lukács anhand der Schriften *Die Theorie des Romans* bzw. *Es geht um den Realismus* dessen Konzeption des Romans als künstlerisches Medium zur Artikulation „transzendentaler Obdachlosigkeit“ sowie weiter Lukács' Fokussierung auf den bürgerlichen Realismus bei gleichzeitiger Ablehnung der Avantgarde heraus und erwähnt daneben Lukács' spätes Werk *Die Eigenart des Ästhetischen* als Beleg für einen undogmatischen Zugang zu literaturtheoretischen Fragestellungen; in Bezug auf Walter Benjamin arbeitet Simonis dessen marxistische Analyse der modernen Warenproduktion sowie dessen besonders im *Passagenwerk* niedergelegtes sozialutopisches Verständnis der Großstadtwelt heraus, in der sich Momente der Erkenntnis gerade anhand der vereinzelt Dingwelt manifestieren. Vf. zeigt hier Benjamins spezifische Aneignung marxistischer Zugänge und streicht die Anschaulichkeit von dessen Analyse der Moderne hervor – ein Befund übrigens, der sich anhand der signifikanten Präsenz von Benjaminschen Prämissen in der aktuellen kulturwissenschaftlichen Debatte (die neben dem *Passagenwerk* vor allem auf Benjamins medientheoretische Schrift *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* rekurriert) anschaulich belegen lässt. Die Auswahlbibliographie dieses Kapitels könnte evtl. noch durch Ulrichs Schmidts gemeinsam mit Andrea Zink verfasste Gegenüberstellung der Romankonzepte von Lukács und Bachtin ergänzt werden (Zink – Schmid 2000).

Der (wiederum sehr ansprechend gehaltene) Abschnitt zur Literatursoziologie stammt wiederum von Anton Seljak; Vf. hebt hier eingangs den Transfer gesellschaftswissenschaftlicher Methoden auf das Gebiet der Literaturwissenschaft hervor, ehe er der Reihe nach Niklas Luhmans Systemtheorie in ihren wichtigsten Parametern nachzeichnet, die Interdependenz von Pierre Bourdieus zentralen Termini Habitus, Feld und (symbolisches) Kapital referiert und schließlich Lucien Goldmanns genetischen Strukturalismus vorstellt, der eine strukturelle Homologie zwischen Denkstrukturen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen und literarische Fiktion postuliert. Erwähnenswert scheint an diesem Abschnitt der Umstand, dass Seljak am Ende seiner Darstellung auch pointiert Kritik an Goldmanns Positionen übt und sein Kapitel mit einer besonders umfangreichen Bibliographie ausgestattet hat. Der Herausgeber des Bandes selbst präsentiert dann die Diskurstheorie, wobei Schmid gleich einleitend auf die momentane Hochkonjunktur des inflationär gebrauchten Begriffs „Diskurs“ hinweist und den Urheber dieser Situation, Michel Foucault insofern dafür mitverantwortlich macht, als dieser keine klare Definition des Begriffs erstellt habe. Schmid bietet eine solche zwar auch nicht an, umreißt aber präzise die epistemologischen und analytischen Parameter, innerhalb derer der Diskursbegriff bei Foucault situiert ist, und zieht einen Konnex zur Literaturwissenschaft. Scheint dieser im Falle Foucaults durchaus nachvollziehbar, so ist dies in Verbindung mit Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns ungeachtet der präzisen Darstellung Schmidts' und dessen Versuch, Habermas' Zentralkategorien von Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit auf die Verwendbarkeit in der literaturwissenschaftlichen Praxis hin zu perspektivieren, nur in abgeschwächter Form der Fall – dies nicht zuletzt deshalb, da Vf. selbst auf die Vernachlässigung des Ästhetischen innerhalb von Habermas' Ansatz sowie auf dessen normative Ausrichtung hinweist, die gerade mit einem postmodernem Verständnis von Literatur kaum kompatibel scheint. Schmidts Literaturliste ist im Unterschied zu jener von Antons Seljak sehr knapp gehalten und hat leider Foucaults schmalen (und vielleicht gerade deshalb als Einführung verwendbaren) Band *Die Ordnung des Diskurses* (Foucault 1997) nicht berücksichtigt. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt zu den interdisziplinären Ansätzen von Jan Erik Antonsens zuverlässiger Darstellung der Psychoanalyse, wobei Vf. sich auf Sigmund Freud und Jacques Lacan konzentriert und es besonders gut versteht, die komplexe, nicht leicht zugängliche Theorie Lacans zu erschließen. Zu erwähnen wäre an diesem Abschnitt die völlige Umkehrung der Disposition in der Argumentation – die etwa bei Schmid nur drei Sei-

ten umfassende einleitende Darstellung wird hier zuungunsten der darauf folgenden autorzentrierten Darstellung extrem stark ins Zentrum gerückt und auf siebzehn Seiten ausgeweitet, so dass Sigmund Freud anschließend (neben zwei Seiten zur Biographie) mit einem einzigen knappen Absatz sein Auslangen finden muss. Dies macht Antonsons Ausführungen keineswegs weniger überzeugend, stellt jedoch die inhaltliche Struktur des Bandes auf den Kopf. Zur Bibliographie dieses Kapitels wäre anzumerken, dass Antonson Freuds literaturtheoretische Schriften *Der Dichter und das Phantasieren* bzw. *Das Unheimliche* aus zwei verschiedenen Quellen heraus zitiert, diese beiden Texte aber in Freuds *Der Moses des Michelangelo* (Freud 1993) in einem Band gemeinsam einfach greifbar sind.

Der dritte und letzte, aus insgesamt sechs Einzelbeiträgen bestehende Block der kulturwissenschaftlichen Ansätze wird von Dirk Uffelmans Darstellung der Kultursemiotik und ihres russischen Begründers Jurij Lotman eröffnet. Uffelmann hebt den Zentralbegriff der Semiosphäre sowie den strikten Binarismus von Lotmans Denken gleich einleitend hervor und skizziert danach plastisch die Genese der kultursemiotischen Schule in der Wechselwirkung einer Moskauer Richtung und eines sich im estnischen Tartu und mithin an der Peripherie des Sowjetimperiums etablierenden Zweiges und referiert die Rezeption von Formalismus und Strukturalismus durch die Kultursemiotik sowie deren Weiterentwicklung. Die wichtigsten Parameter der Richtung, wie das Verständnis von Literatur als sekundär modellierendem System, die generelle Vertextung von Kultur, die über ihre Zeichenhaftigkeit eben als Text aufgefasst wird, sowie das (anhand der Evolution der russischen Kultur auch gemeinsam mit Boris Uspenskij exemplifizierte und erst in Lotmans später Schrift *Kul'tura i vzryv* relativierte) duale Denken werden von Vf. konzise zusammengefasst, wobei die abschließend angerissene Verbindungslinie in Richtung von Harold Blooms „misreading“ (308) sicherlich noch einer genaueren Untersuchung bedarf. Der von Uffelmann am Ende seines Beitrags hervorgehobene Möglichkeit zur „produktiven Um-Aneignung“ (308) von Lotmans Konzeptionen (wie etwa gerade jenem der Semiosphäre) in der aktuellen Theoriedebatte der Kulturwissenschaften mag man sich aus slawistischer Sicht nur anschließen, zumal letztere trotz der gerne und oft im Munde geführten Rede von Polyphonie und Pluralität von einer signifikanten Dominanz anglophoner Referenztexte geprägt sind. Die angefügte Bibliographie überschreitet genau jenen impliziten Hegemonitätsanspruch, indem sie auch einige russische Positionen anführt, die 2010 veröffentlichte deutsche Ausgabe von Lotmans (hier in der englischen Übersetzung aufgelisteten) Untersuchung *Vnutri myslyščich mirov* konnte offensichtlich nicht mehr berücksichtigt werden (Lotman 2010).

Nach Dirk Uffelmann präsentiert zunächst Jochen-Ulrich Peters Wirkungstheorie und Rezeptionstheorie (deren Positionierung in den kulturwissenschaftlichen Ansätzen eher überraschend scheint), er stellt die Ansätze von Wolfgang Iser und Hans Robert Jauf sowie die entsprechenden Zentralbegriffe wie Leerstelle oder Akt des Lesens vor und umreißt auch die spätere Weiterentwicklung der ursprünglichen theoretischen Modelle von Jauf und Iser, die ersterer zu einer Theorie des Verstehens und der ästhetischen Erfahrung erweiterte, letzterer zu einer literarischen Anthropologie modifizierte, die nach der Bedeutung des Imaginären und des Fiktiven fragt. Danach folgen mit Gender Studies, Postcolonial Studies und dem New Historicism drei kulturwissenschaftliche Theorieangebote aus dem anglophonen Raum, die sich gegenwärtig besonderen Interesses erfreuen. Den Anfang macht hier Sabina Becker, die sich in ihrem Abschnitt zu den Gender Studies zunächst mit den Bemühungen der feministischen Literaturwissenschaft, einen weiblichen literarischen Gegenkanon zu etablieren, auseinandersetzt und danach auf die rezenteren Ansätze der Gender Studies konzentriert, sozial und kulturelle Rollenbilder von Weiblichkeit auf ihre diskursive Bedingtheit hin zu befragen. Zu dieser in großen Zügen durchaus überzeugenden Darstellung drei kritische Anmerkungen: Erstens wiederholt Becker in ihrer Einleitung auf S. 339 ganze Zeilen, die schon in ihrem Eingangsmedaillon auf S. 335 zu lesen waren, was nicht unbedingt für eine große Variabilität in der Darstellung zeugt; auf S. 340 ist vom strukturalistischen Denken Derridas die Rede, der den

gesamten Band hindurch als Proponent des Poststrukturalismus präsentiert wird, und auf S. 341 scheint der Terminus „Avantgarde“ für einen zentralen Repräsentanten des französischen Symbolismus wie Stéphane Mallarmé nicht wirklich angebracht. In weiterer Folge konzentriert sich Becker auf die vieldiskutierte Theorieansätze Judith Butlers, die in einem ersten Schritt ein gesellschaftliches, diskursiv produziertes Geschlecht („gender“) von einem biologischen („sex“) unterscheidet, in einem zweiten Schritt aber den Versuch unternimmt, auch das biologische Geschlecht als Produkt vorgängiger diskursiver Zuschreibungen, d. h. ebenfalls als „gender“, zu interpretieren. Geschlecht erscheint bei Butler deshalb als Handlung, als soziale Zuschreibung, nicht aber als naturgebener (und damit nicht veränderbarer) Zustand. Auch dieser Darstellung wird man zustimmen, auch hier finden sich andererseits erneut fragliche Formulierungen: Wenn Becker postuliert, dass die Literatur an der Aufrechterhaltung binärer Strukturen beteiligt sei, das binäre Denken geradezu bestätige (346) und insofern in der Regel eine gesellschaftliche und kulturelle Norm wiederhole (347), so stellt sich doch die Frage, wie dies mit der Strukturiertheit postmoderner Literatur zusammengehen soll und von welchem Verständnis von Literatur Vf. prinzipiell ausgeht: In Bezug auf eine angebliche normbestätigende Funktion der Literatur möchte man Becker doch daran erinnern, dass sich von der Verfremdungs- und Entautomatisierungsästhetik der russischen Formalisten über die ästhetische Norm im Verständnis Jan Mukařovskýs bis hin zu Jurij Lotmans Ästhetik der Gegenüberstellung in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts eine Linie zieht, die der Literatur die Funktion des Normbruchs zuschreibt. Ein weiterer höchst diskussionswürdiger Punkt scheint Beckers Feststellung zu sein, dass Literatur, um im Anschluss an die Thesen Butlers sinnvoll analysiert werden zu können, diese Thesen zuerst integrieren und einarbeiten müsse (347) – dies würde freilich ein essentialistisches Modell von Textanalyse nach sich ziehen, bei dem in hermeneutisch-sinnbefragender Weise dasjenige aus dem literarischen Text herausgelesen wird, was zuvor bereits vorgängig in diesen hineingesenkt wurde. Produktiver wäre hier doch wohl ein Gegenentwurf, der die Legitimierung theoretischer Ansätze gerade in deren Transferfähigkeit und Rekontextualisierbarkeit in grundlegend abweichenden Zusammenhängen bemisst und der die Gender Studies weniger als affirmierenden theoretischen Zugang für literarische Texte versteht, die bewusst mit Theoremen der Gender Studies operieren (wie dies Vf. postuliert), sondern vielmehr als dekonstruktive Lektürepraxis für jene Texte, in denen Geschlechterrollen in naturalisierter Form ausgestellt und von daher als prädiskursives Phänomen maskiert werden.

Oliver Lubrichs gelungene und weit gespannte Darstellung der Postcolonial Studies bietet zunächst einen historischen Abriss zum (eurozentrisch geprägten) Blick auf den Fremden und zeigt die Strategien der kolonialisierten Kulturen auf, diesen Blick zu spiegeln, wie etwa Praktiken des re-reading oder des re-writing kanonisierter europäischer Texte. Danach kommt Vf. auf die Verbindungen zwischen Postcolonial Studies und Dekonstruktion zu sprechen, die in der Kritik an der scheinbaren Homogenität von Begriffen wie Kultur oder Nation liegen, und stellt im Weiteren Edward Saids und Homi Bhabhas Modell einander gegenüber, wobei laut Vf. der Reiz des einen in der Vereinfachung und jener des anderen in der Komplexität liegt: Said offeriere einseitige Lektüren, während Bhabhas Textverständnis zwar Mehrdeutigkeit zulasse, aber ohne Beispiele bleibe. Daneben arbeitet Lubrich neben den zwei Zentralfiguren Said und Bhabha dankenswerterweise auch weitere wichtige Stimmen der Postcolonial Studies, wie etwa Gayatri Spivak, die frankophone, mit Senghor und Fanon einsetzende Linie oder auch die Diskussion in Lateinamerika (Octavio Paz) in seine Argumentation ein, ehe er sich intensiv mit den beiden wichtigsten Texten von Said und Bhabha, *Orientalism* bzw. *The Location of Culture*, auseinandersetzt, wobei die wesentlich umfangreichere Darstellung Bhabhas auch eine implizite Gewichtung zwischen den beiden Ansätzen verrät. Lubrichs Versuch, aus Bhabhas heterogener Argumentation ein aus sechs Punkten wie etwa Mimikry, Stereotyp oder Uneindeutigkeit der Zeichen bestehendes Modell einer postkolonialen Analyse literarischer Texte herauszufiltern, ist hier ebenso zu erwähnen wie ein taxativ aus elf Punkten

bestehendes ‚Sündenregister‘ der Postcolonial Studies, d. h. jener Vorwürfe, die von außen an diese Richtung herangetragen werden. Wenn Vf. diese Liste in seinen Text aufnimmt, so zeigt dies, dass er auch die kritischen Einwände gegen diese Richtung berücksichtigt. Mit allen Einzelheiten von Lubrichs Argumentation mag man nicht immer einverstanden sein – so hat Cervantes mit zwei marginalen Erwähnungen in *Orientalism* keinesfalls die Relevanz für Said, die Lubrich ihm indirekt zuspricht (Said 2003: 63, 92), insgesamt handelt es sich bei dem Kapitel über die Postcolonial Studies aber um einen der gelungensten und instruktivsten Abschnitte des vorliegenden Bandes, was gerade angesichts der bewusst inszenierten Komplexität von Bhabhas theoretischem Duktus eine besonders hoch anzusetzende Leistung darstellt.

Dies gilt bedauerlicherweise für Ladina Bezzola Lamberts Darstellung des New Historicism und seines prominentesten Repräsentanten Stephan Greenblatt nur in eingeschränktem Ausmaß, da hier die Darstellung passagenweise recht unsystematisch und sprunghaft gehalten ist (was vielleicht damit zu tun haben mag, dass der New Historicism eng an Greenblatts genuines Talent zum Erzählen gebunden ist und sich von daher als problematischer referierbar erweist als etwa die in einem apersonaleren Stil vermittelten Theoreme der Kultursemiotik oder der Gender Studies). Nichtsdestoweniger sind auch hier die wichtigsten Parameter des referierten theoretischen Ansatzes zuverlässig vermittelt: Vf. zeigt den New Historicism als Gegenbewegung zum textimmanenten New Criticism, der anders als dieser die Textgrenzen zu einer Reihe möglicher Kontextualisierungen hin öffnet und den (literarischen) Text damit seiner privilegierten Stellung beraubt; auch die damit verbundenen Analysepraktiken, wie der Ausgang von einer narrativen Struktur wie der Anekdote, oder die mit der Öffnung der Textgrenzen und der Einbettung des Textes in eine Reihe weiterer nichtliterarischer Diskurse verbundenen Zentralermini Greenblatts wie „Verhandeln“ oder „Zirkulation sozialer Energie“ werden von Bezzola Lambert vorgestellt; überlegenswert scheinen dabei die Reflexionen der Vf. einerseits zur kanonstabilisierenden Wirkung des Verständnisses von Texten als privilegierten Orten verdichteter sozialer Energie sowie ihre Kritik an der mangelnden praktischen Umsetzbarkeit ebendieses Begriffs. Den besonderen Status, den Fragen einer über das Medium des Buches selbst hinausgehenden Medientheorie in der gegenwärtigen Debatte beanspruchen, reflektiert auch der vorliegende Band, indem er (in teleologischer Weise?) die Darstellung der einzelnen theoretischen Ansätze mit ebendiesen Fragen ausklingen lässt. Peter Riedel erwähnt in seinem Abschnitt zu den Medientheorien denn auch gleich eingangs die Herausforderungen, mit denen das Buch als Leitmedium von Seiten der Neuen Medien konfrontiert wird, und fordert eine Erweiterung der Literatur- zu einer breiter gefassten Medientheorie, die im Folgenden dann vor allem am Beispiel des Films exemplifiziert wird: Vf. zeichnet zunächst die diversen Ansätze zu einer Filmtheorie im Laufe des 20. Jahrhunderts nach, wobei er seine Darstellung auf drei grundlegende Modelle, nämlich ästhetische Theorie, Zeichen- und Gesellschaftstheorie hin ausrichtet und weiter einen wahrnehmungstheoretischen von einem materialästhetischen Ansatz unterscheidet und auch die Rolle der Psychoanalyse Lacans für die entsprechende Theoriebildung berücksichtigt; in diesem Zusammenhang wäre vielleicht ein Hinweis auf Slavoj Žižeks Versuche angebracht gewesen, Lacans Theoreme in Richtung Medien zu wenden (Žižek 1991). Die Auswahl der in Einzeldarstellungen vorzustellenden Repräsentanten des jeweiligen Theorieansatzes fällt im Falle der Medientheorien aufgrund der starken Auffächerung dieser Richtung und der schwächeren internen Kanonbildung sicher schwerer, als dies etwa bei den Gender Studies oder dem New Historicism, wo der Rekurs auf Butler und Greenblatt inzwischen beinahe alternativlos vorgegeben ist – Riedel wählt für seine Darstellung nun Persönlichkeiten aus, die vielleicht noch nicht diesen Bekanntheitsgrad besitzen bzw. die man auch mit anderen methodologischen Konzepten in Zusammenhang bringt. Konkret handelt es sich zunächst um die beiden Filmwissenschaftler/innen David Bordwell und Kristin Thompson, deren neoformalistische Arbeiten Vf. referiert, wobei sich in der etwa in *Film Art* manifestierten Anknüpfung Bordwells und Thompsons an Viktor Šklov-

skijs Verfremdungskonzept eine Brücke zum ersten Abschnitt des Bandes ergibt. Danach widmet sich Riedel der Filmtheorie von Gilles Deleuze, der unter Rückgriff auf Henri Bergson eine allmähliche Zersetzung des Aktionsbildes des klassischen Kinos zugunsten des Affektbildes sowie eine Auflösung des linearen Kontinuums durch das Zeitbild postuliert, das die Untergliederung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft suspendiert. Man wird diesen Ausführungen zu Deleuze sicherlich zustimmen, gleichzeitig aber im Hinblick auf die allgemeine Disposition des Bandes die Frage aufwerfen, ob das, was hier zu Deleuze als Filmtheoretiker gleichsam gewonnen wird, nicht im selben Moment zuungunsten von Deleuze als Literaturtheoretiker verloren geht, wenn dessen in Zusammenarbeit mit Félix Guattari erarbeitete Studie zu Franz Kafka unterschlagen wird (Deleuze – Guattari 2002). Dies ist insofern bedauerlich, als das in diesem Band erstellte Konzept einer ‚kleinen‘ Literatur gerade auch für die slawischen Literaturen besonders in der Region Zentraleuropas von Interesse ist und etwa von Christian Prunitsch in rezenten Arbeiten auch entsprechend funktionalisiert wurde (Prunitsch 2004). Abschließend referiert Riedel dann noch die medientheoretischen Überlegungen von Lev Manovich, der in seinen Arbeiten die Frage aufwirft, wie Verfahren der Informationsverarbeitung und der Bildgebung gesellschaftliche Prozesse steuern und in welcher Weise sich die Computerisierung auf alle kulturellen Bereiche auswirkt. Die von Manovich in diesem Kontext erwähnte Überführung aller Kulturgegenstände in ein neues Koordinatensystem, das von einer „deep remixability“ (414) geprägt ist, lässt nicht nur an die fluiden kulturellen Praktiken frei flottierender Kombinationen von Bild- und Tonspur im Internet denken, sondern durchaus auch Viktor Pelevins Romane wie etwa *Generation ‚P‘*, die (noch?) im Leitmedium des Buches formatiert sind.

An die siebzehn Einzeldarstellungen der literaturtheoretischen Ansätze ist dann noch eine zusätzliche Bibliographie angefügt, die in erster Linie einführende Darstellungen zur Literaturtheorie insgesamt auflistet. Hinzu noch einige Anmerkungen: Die Arbeiten von Jonathan Culler und Terry Eagleton, die hier im englischen Original angeführt sind, liegen seit Jahren schon leicht greifbar als Taschenbuch in deutscher Übersetzung vor (Culler 2002, Eagleton 1997); einer Überlegung wert wäre vielleicht die Erweiterung der Liste um die wesentlichsten enzyklopädisch angelegten Nachschlagewerke zur Literaturtheorie, wie etwa dem *Metzler Lexikon zur Literatur- und Kulturtheorie* (Nünning 1998) oder dem einschlägigen Handbuch von Vladimir Biti (Biti 2001). Dies würde analog auch für den Sammelband *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie* (Jahraus – Neuhaus 2002) gelten, in dem Kafkas Erzählung exemplarisch unter Verwendung einer Reihe von literaturtheoretischen Ansätzen analysiert wird, von denen von der Hermeneutik über Strukturalismus und Intertextualität bis hin zur Dekonstruktion sämtliche auch im vorliegenden Band repräsentiert sind. Eine mit „Die Autoren der Beiträge“ überschriebene Liste der Beiträger/innen des Bandes, ein Personen- sowie ein Sachregister beschließen den Band, der im Wesentlichen sauber gearbeitet ist. Nachdem es gleichermaßen zu erwarten wie zu erhoffen ist, dass der vorliegende Band weitere Auflagen erlebt, hier noch eine kurze Liste der aufgefundenen Corrigenda: „Biographe“ (51), „ohne jedoch die grundlegenden Begriffe zu erklären und verlangt vom Leser“ (54), „In dieser Denkfür eine momentanen ‚Augenblicks [der] Erkennbarkeit‘, das ein Erfassen der historischen Situation zugleich eine Ablösung von ihr ermögliche“ (219), „Rekonstruktion von Benjamins materialistische Ästhetik“ (222), „Dieser [...] Überblick geht vom Formalismus aus und unterteilt ihren Gegenstand“ (420); auf S. 60 und 64 sollten die Schreibweisen „Brno“ und „Bratislava“ einer- sowie „Pilsen“ und „Prag“ andererseits einander (in welcher Richtung auch immer) angeglichen werden. Die stichprobenartig überprüften Eintragungen im Personenregister erwiesen sich zumeist als korrekt, freilich klaffen in umgekehrter Richtung gewaltige Lücken: Lässt sich das Fehlen der Namen Cixous und Irigaray (349) im Register vielleicht noch dadurch erklären, dass sie lediglich in einer der Auswahlbibliographien aufscheinen, so finden sich die im Register ebenfalls sämtlich fehlenden Namen Césaire, Clifford, Du Bois, Fanon, Marcus, Senghor (359) bzw. Mudimbe (352) und Paz (360) allesamt im Haupttext von Oliver Lubrichs

Darstellung der Postcolonial Studies, was den Verdacht nahe legt, dass dieser Beitrag bei der Erstellung des Registers schlicht vergessen wurde.

Diese in zukünftigen Auflagen des Bandes korrigierbaren Unstimmigkeiten im formalen Bereich sollen aber keinesfalls den generellen Wert der vorliegenden Neuerscheinung schmälern: Bei Ulrich Schmidts *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts* handelt es sich aufgrund der generellen Konzeption des Bandes in Bezug auf die Einteilung der präsentierten theoretischen Ansätze und auf die Gliederung der Einzelbeiträge wie auch aufgrund von deren Qualität zweifellos um eine der besten Einführungen in die Literaturtheorie, die gegenwärtig zur Verfügung stehen. Gerade auch Studierende geisteswissenschaftlicher Richtungen, die sich mit einer zusehends komplexer und heterogener werdenden, in der Pluralsetzung „Literaturtheorien“ des Titels angedeuteten Konstellation konfrontiert sehen, werden den Band sehr zu schätzen wissen. Dass er (in dialektischer Umkehrung der Funktionen von Sender und Empfänger) auch denjenigen, die ebendiesen Studierenden von Berufs wegen jene komplexe und heterogene Materie mindestens einigermaßen näher bringen wollen, gute Dienste leisten wird, muss nicht eigens erwähnt werden.

L i t e r a t u r

- Barthes 1982: R. Barthes, *Am Nullpunkt der Literatur*. Aus dem Französischen v. H. Scheffel, Frankfurt a. M.
- Barthes 1986: R. Barthes, *Die Lust am Text*. Aus dem Französischen v. T. König, Frankfurt a. M., 9. Tsd.
- Biti 2001: V. Biti, *Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe*. Deutschsprachige Redaktion L. Šarić u. W. Wittschen unter Leitung v. R. Grübel, Reinbek bei Hamburg
- Culler 2002: J. Culler, *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung*. Aus dem Englischen übersetzt v. A. Mahler, Stuttgart
- Deleuze – Guattari 2002: G. Deleuze, F. Guattari, *Kafka. Für eine kleine Literatur*. Aus dem Französischen v. B. Kroeber, Frankfurt a. M., 5. Aufl.
- Eagleton 1997: T. Eagleton, *Einführung in die Literaturtheorie*. Aus dem Englischen v. E. Bettinger u. E. Hentschel, Stuttgart – Weimar, 4. Aufl.
- Erlich 1987: V. Erlich, *Russischer Formalismus. Mit einem Geleitwort v. R. Wellek*. Aus dem Englischen v. M. Lohner, Frankfurt a. M.
- Flaker 1976: A. Flaker, *Stilske formacije, Zagreb*
- Foucault 1997: M. Foucault, *Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay v. R. Kohnersmann*. Aus dem Französischen v. W. Seitter, Frankfurt a. M., 13.–15. Tsd.
- Freud 1993: S. Freud, *Der Moses des Michelangelo. Schriften über Kunst und Künstler*, Frankfurt am Main
- Hansen-Löve 1996: A. A. Hansen-Löve, *Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung*, Wien, 2. Aufl.
- Jahraus – Neuhaus 2002: O. Jahraus, S. Neuhaus (Hrsg.), *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie. Zehn Modellanalysen*, Stuttgart
- Kimmich – Renner – Stiegler 2008: D. Kimmich, R. G. Renner, B. Stiegler (Hrsg.), *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, Stuttgart
- Lotman 2010: Ju. M. Lotman, *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*. Aus dem Russischen v. G. Leupold u. O. Radetzkaja. Hrsg. u. mit einem Nachwort v. S. K. Frank, C. Ruhe u. A. Schmitz, Berlin
- Nünning 1998: A. Nünning (Hrsg.), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart – Weimar
- Prunitsch 2004: Chr. Prunitsch, *Zur Semiotik kleiner (slavischer) Kulturen*, Zeitschrift für Slavische Philologie 63, 181–211

- Said 2003: E. W. Said, *Orientalism*, London, 13th ed.
 Sławiński 1975: J. Sławiński, *Literatur als System und Prozess. Strukturalistische Aufsätze zur semantischen, kommunikativen, sozialen und historischen Dimension der Literatur. Ausgewählt, übersetzt, kommentiert u. eingeleitet v. R. Fieguth*, München
 Spivak 2008: G. Ch. Spivak, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Aus dem Englischen v. A. Joskowicz u. S. Nowotny. Mit einer Einleitung v. H. Steyerl*, Wien
 Zajac 1993: P. Zajac, *Existiert so etwas wie eine Pulsationsliteraturgeschichte?*, *Wiener Slavistischer Almanach* 32, 21–32
 Zink – Schmid 2000: A. Zink, U. Schmid, *Theorien des Romans: Lukács und Bachtin*, *Zeitschrift für Slavistik* 45, 33–48
 Žižek 1991: S. Žižek, *Liebe dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien*, Berlin

Stefan Simonek
 Institut für Slavistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 stefan.simonek@univie.ac.at

Staročeská Bible Drážďanská a Olomoucká (s částmi Proroků rožmberských a Bible litoměřicko-třeboňské), sv. V/1 Izaiáš – Daniel, sv. V/2 Ozeáš – 2. Makabejská. Kritická edice nejstaršího českého překladu ze 14. století, připravili J. Pečirková, H. Sobalíková, M. Pytlíková, M. Homolková, †V. Kyas, V. Kyasová, Praha (Academia), 2009, 542 + 254 S., 20 Abb.

In Prag ist dank der bewundernswerten Leistung eines vierköpfigen Teams von der Abteilung für Sprachgeschichte des Ústav pro jazyk český AV ČR der letzte, fünfte Teil der monumentalen kritischen Edition der ältesten tschechischen Übersetzung der Gesamtbibel aus dem Lateinischen ins Altschechische des 14. Jahrhunderts erschienen. Die ausständigen restlichen Textteile der Bibelübersetzung, die Bücher der Propheten und die Bücher der Makkabäer, wurden in zwei Bänden herausgegeben. Die Arbeiten begannen im Jahr 2005 unter der Leitung von J. Pečirková. Nachdem Vladimír Kyas, der Editor der drei in den 1980er Jahren erschienenen Bibel-Bände, im Jahr 1990 verstorben war, blieb der vierte Band unvollendet, bis Pečirková die Herausgabe des Bandes 1996 zu Ende führte. Für den fünften Band hinterließ Kyas unvollständige, mit vorläufigen Anmerkungen kommentierte Abschriften der letzten Bücher der Dresdener Bibel. Sie wurden in fehlenden Passagen von den Editorinnen aus der Rosenberger Handschrift der Propheten bzw. aus der Leitmeritz-Wittingauer Bibel ergänzt, und es wurde parallel – wie in den bereits erschienenen vier Bänden – der Text der etwas jüngeren Olmützer Bibel hinzugefügt. Die Abwicklung der philologisch anspruchsvollen Arbeit beschrieben die Editorinnen im *Wiener Slavistischen Jahrbuch* (55/2009, S. 245–252), zu den vorherigen vier Teilen der Edition der Altschechischen Bibel vgl. meine Rezensionen im *Wiener Slavistischen Jahrbuch* (28/1982, 170–173; 32/1986, 179–180; 35/1989, 257–258; 44/1998, 261–263).

Wie bekannt, sind von der Dresdener Bibel nur die Recto-Seiten in Photokopie erhalten (die bisher eingehendste textologische Behandlung der Geschichte und des Inhalts dieser Handschrift samt umfangreicher Sekundärliteratur befindet sich im Kommentarband ihrer phototypischen Ausgabe in der Reihe *Biblia Slavica* I/1, Paderborn 1993). Der Dresdener

Text ist in der vorliegenden Edition jeweils links paläographisch/transliteriert abgedruckt. Die fehlenden Textteile wurden aus der altertümlichen, noch aus dem 14. Jahrhundert stammenden Rosenberger Handschrift der Propheten in den Büchern Jesaja, Jeremia, der Klagelieder Jeremias und dem Buch Daniel ergänzt. Die sog. Kleinen Propheten und die Bücher der Makkabäer wurden nur von den in Photos erhaltenen Dresdener Recto-Seiten, also mit regelmäßig aufscheinenden Textlücken, herausgegeben, da es für diese Teile des Alten Testaments keine weiteren alten Abschriften der ersten Redaktion der altschechischen Bibelübersetzung gibt. Den vollständigen altschechischen Text aller hier edierten alttestamentarischen Bücher findet man in der Edition jeweils auf den rechten Seiten übertragen und aus der Olmützer Bibel vom Anfang des 15. Jahrhunderts transkribiert, die eine jüngere, revidierte Fassung der ersten Übersetzungsredaktion enthält. Im kritischen Apparat, der nach dem Vorbild der vorigen vier Bände und unter Berücksichtigung der Notizen des ursprünglichen Editors V. Kyas zusammengestellt wurde, findet man unter dem edierten Text der Dresdener bzw. Rosenberger Handschrift die Kommentare zu ihrer Niederschrift, zu ihren Abschreib- bzw. Übersetzungsfehlern und zu den Lesarten des lateinischen Originals, auf den rechts abgedruckten Seiten der Edition dann unter dem transkribierten Text der Olmützer Bibel die Textvarianten aus weiteren altschechischen biblischen Handschriften mit revidierten Versionen der ersten Übersetzungsredaktion aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vor allem aus der Leitmeritz-Wittingauer Bibel (*Bible litoměřicko-třeboňská*), aber auch aus der Boskowitzter und aus der erst 1960 bekannt gewordenen Wolfenbütteler Bibel.

Eine umfangreiche Einleitung (S. 11–29) behandelt detailliert die übersetzerischen Spezifika der hier edierten biblischen Bücher. Die Bücher der Propheten sollen von einem einzigen Übersetzer stammen, die Makkabäer Bücher wohl von einem anderen. Eine nähere personelle Zuordnung wagte auch V. Kyas, ein guter Kenner der damaligen in Frage kommenden Gebildeten, nicht. Die Graphik (S. 16–23) dieser Teile der Dresdener Bibel und der Rosenberger Handschrift der Propheten wird ausführlich, die z. T. schon diakritische Graphik der erwähnten revidierten jüngeren Handschriften kürzer beschrieben. Die gemeinsamen Abschreibfehler ermöglichen Aussagen zu den Relationen zwischen den Handschriften, eine Filiation wird hier jedoch nicht aufgestellt. Die komplizierte editorische Textgestaltung wird anschließend unter dem Zwischentitel *Způsob vydání textu* („Die Art der Herausgabe des Textes“, S. 23–26) erklärt – erst hier findet der Leser die übliche eigentliche Editionsanmerkung, die ein wenig irreführend bereits auf den ersten Buchseiten (7–9) unter der Überschrift *Ediční poznámka* („Editionsanmerkung“) nur den umständlichen Weg der Realisierung des schwierigen Editionsprojekts erläutert. Auf den letzten Seiten der Einleitung (27–29) gibt es ein Verzeichnis der Abkürzungen, deren Auflösung vor allem für die Identifizierung der Handschriften im kritischen Apparat für die Benutzer wichtig ist (die von V. Kyas eingeführten Buchstaben-Symbole entsprechen nämlich nicht denen im akademischen Altschechischen Wörterbuch und jenen, die in den einschlägigen Studien heute verwendet werden, z. B. wird *BiblDrážď* im kritischen Apparat mit A, *BiblLitTřeb* mit L usw. bezeichnet). Am Ende des zweiten Bandes (S. 250–252) findet man eine lateinische Zusammenfassung der tschechisch formulierten Einleitung und ein Verzeichnis der zwanzig danach folgenden Photoproben von edierten Handschriften.

Viele Forschungsergebnisse der die Editionsarbeit begleitenden Textanalysen wurden sowohl in die Einleitung als auch in den kritischen Apparat eingebaut. Die jetzt mit dem fünften Teil abgeschlossene Edition der kompletten ersten altschechischen Bibel wird gewiss weitere Sprach- und Bibelforschungen anregen und ermöglichen, so könnte man u. a. die Entstehung der tschechischen biblischen und religiösen Termini und die Filiation der periodisch im Abstand von einigen Jahrzehnten immer neu revidierten und bearbeiteten altschechischen Biblhandschriften untersuchen. Bedauerlich scheint nur, dass der altschechische biblische Wortschatz heute nicht mehr wissenschaftlich lexikographisch bearbeitet und erfasst wird, da das

renommierte und international hochgeschätzte akademische *Staročeský slovník* im Jahr 2004 eingestellt wurde.

Auf die großartige philologische Leistung der Editorinnen, die nicht nur über eine gediegene Fachkompetenz, sondern auch über enormen Fleiß und Ausdauer verfügten, kann die tschechische Wissenschaft stolz sein. Zu Recht belohnte die Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik diese Edition mit ihrem Preis für das Jahr 2010. Die kritische Edition des fünften und letzten Teils der ältesten tschechischen Übersetzung der gesamten Bibel macht der tschechischen und internationalen Gemeinschaft der Gebildeten ein mittelalterliches Denkmal von zeitlosem Wert zugänglich, das nicht nur in der tschechischen, sondern auch in der slawischen Sprach- und Kulturgeschichte weitreichende Auswirkungen zeitigte und somit sowohl zum tschechischen bzw. slawischen als auch zum europäischen Kulturerbe zu zählen ist.

Josef Vintr
 Institut für Slawistik der Universität Wien
 Universitätscampus AAKH, Hof 3
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
 josef.vintr@univie.ac.at

Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa, Wien – Köln – Weimar (Böhlau) 2010, 417 S.*

Das neueste Werk des weit über Österreichs Grenzen hinaus bekannten Historikers und Kulturwissenschaftlers Moritz Csáky könnte man als eine Synthese seiner kulturwissenschaftlichen Forschungen, vielleicht auch als die „Summa“ eines reichen Lebenswerkes lesen, das faktographisches Material und methodologische Ansätze in eindrucksvoller, inter- bzw. transdisziplinärer Weise verbindet. Seinem eigentlichen Gegenstand, den Städten Zentraleuropas, nähert sich der Verfasser über einen ausführlichen theoretischen Vorspann (Kap. I, II, III), in dem er u. a. auch zeigt, wie kulturwissenschaftliches Arbeiten vor sich gehen kann – in der transdisziplinären Einbeziehung von soziologischen, philosophischen, historischen, philologischen und anderen theoretischen Ansätzen, die in eindrucksvoller Weise mit Beispielmaterial aus Literatur und Musik, aber auch der sog. Alltagskultur, illustriert werden. An die Stelle einer stringenten – im Bereich der Kulturwissenschaften nicht vorhandenen – Methode treten das Zusammenspiel, vor allem aber die Übergänge von einer Methode zur anderen und die Zwischenräume, die sich dazwischen auftun – ein Prozedere, das zugleich eine Eigenschaft des Gegenstands dieser Untersuchungen charakterisiert.

Schon im ersten Kapitel, „Genealogie der Gegenwart“, findet sich eine Reihe von Begriffen, die sich in der Folge nicht nur als methodologische Postulate, sondern auch als Leitmotive durch diesen Text ziehen, der nicht wissenschaftliche Abhandlung *sensu stricto*, sondern „Essay“ (S. 13) sein will und als solcher in seiner Komposition durchaus auch einer bestimmten Poetik verpflichtet ist. So stellt schon dieser erste Aufriss zentrale Ansätze vor, an denen sich die Untersuchung orientiert: die Problematik des kulturellen Gedächtnisses, dessen Mehrdeutigkeit, die Absage an eine Vorstellung von homogenen, essentiellen Nationalkulturen, an die dominante große Erzählung, die solche konstituiert, das Interesse für ein subversives Zurückwirken der Peripherie ins Zentrum u. a. Das alles wird im Folgenden am Beispiel zentraleuropäischer Städte dargestellt, unter denen Wien eine bevorzugte Stellung einnimmt: Wien als Mikrokosmos, in dem sich „der Makrokosmos der zentraleuropäischen Region wieder spiegelt“ (S. 35).

Im zweiten Kapitel, „Pluralität und Differenzen“, spricht sich der Verfasser mit Nachdruck für den Begriff „Zentraleuropa“ und mit noch größerem Nachdruck gegen den Begriff „Mitteleuropa“ aus, der für ihn ideologisch belastet ist: es geht um den von Friedrich Naumann stammenden Mitteleuropa-Begriff aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, der deutsch-national und hegemonial aufgeladen ist. Dem gegenüber sei „Zentraleuropa“ frei von solchen Vorurteilen und deshalb – auch in Absetzung von Haleckis „Ostmitteleuropa“ – der am besten geeignete Begriff, um den gemeinten Raum zu bezeichnen. Damit bekommt auch die „Mitteleuropa-Debatte“ der Jahre 1960 bis 1980 ihren Teil an Kritik ab, zumindest, was den nicht reflektierten Gebrauch dieses Begriffs betrifft. Demgegenüber ist aber festzuhalten, dass diese Debatte den Begriff „Mitteleuropa“ nie im Naumannschen Verständnis gebrauchte, dass dieser Begriff – wie der Verfasser selbst betont – in den Jahren vor dem Fall des Eisernen Vorhangs in den ehemaligen Ostblockstaaten durchaus subversiven Charakter hatte, dass schließlich „Heterogenität und Übereinstimmung“ als zentrale Charakteristika des präferierten „Zentraleuropa“ durchaus auf jenes „Mitteleuropa“ zutreffen, wie der Verfasser mit Bezug auf den komparatistischen Mitteleuropa-Begriff von György M. Vajda konzipiert, einen prominenten Vertreter jenes Kreises um die in Österreich beheimatete Zeitschrift „Pannonia“, die diese Debatte wesentlich führte. Dem sprachlichen Argument, das Csáky auf S. 61 anführt, dem zufolge es in vielen europäischen Sprachen nur einen Begriff im Sinn von „Zentraleuropa“ gäbe, könnte man entgegen, daß der polnische und tschechische Begriff „Europa środkowa, Střední Evropa“ genau jenes „Mittel“-Element aufweist, das zugunsten von „Zentral“ abgelehnt wird (wahrscheinlich Lehnübersetzungen aus dem Deutschen?). Man hätte diesen Begriff ebenso gut mit den aus dem lat. stammenden Adjektiven „centralny, centralní“ bilden können – die andere Variante scheint attraktiver gewesen zu sein.

In Kapitel III, „Kultur als Kommunikationsraum“, entwickelt der Verfasser seinen Begriff von Kultur, der wesentlich drei Komponenten umfasst (S. 101), geht auf Zeichen und Codes als notwendige Instrumente jener Kommunikation ein, die zu diesem Begriff gehört, und vor allem auf die Hybridität des Raumes, in dem diese Kommunikation vor sich geht, wohl einen der bevorzugten Begriffe dieses Essays, der immer wieder von zumeist sehr treffenden Beispielen untermauert wird. Bei diesen Beispielen hat sich einmal ein Übersetzungsfehler eingeschlichen, wenn der polnische Komponist Penderecki zitiert wird, dessen Großmutter eine „Ormianin“ (S. 107) gewesen sei – sie war wohl eine „Armenierin“, und auch kein „Armenier“, wie der zitierte polnische Begriff nahe legt. Auch im Fall Pendereckis muss diese diachrone Hybridität zunächst einmal reflektiert und kommuniziert werden – landläufig gilt er als polnischer Komponist und Vertreter einer spezifisch polnischen, „nationalen“ musikalischen Tradition. Auch einem anderen Beispiel für die hybride Genese einer bestimmten Speise, „töltött káposzta“, dem ungarischen gefüllten Kraut, das in Wirklichkeit osmanischer Herkunft ist, könnte man den etymologischen Hinweis auf slawisch „kapusta“, „Kraut“, beifügen und somit den Transfercharakter dieser Speise um eine zusätzliche Nuance bereichern. Mit „Vielsprachigkeit“ und „Mehrstimmigkeit“ der Kommunikation in diesem Raum ist ein weiteres wichtiges Moment angesprochen, das auch im nächsten Kapitel ausführlicher abgehandelt wird.

In Kapitel IV „Ein urbanes Milieu in der Moderne: Wien“ werden die geschilderten theoretischen Voraussetzungen zunächst auf den bevorzugten Untersuchungsgegenstand angewandt, auf die Stadt Wien um 1900. Dabei wird vor allem eines gezeigt: Wien ist keine „deutsche“ Stadt, sondern aufgrund seiner enorm hohen Zuwanderungsquote hybrid und vielsprachig, auch wenn diese vielen Wiener Umgangssprachen von hegemonialen Tendenzen in Verwaltung und Politik unterdrückt wurden. In diesem Kapitel wechseln einander Skizzen zu den jeweiligen „nationalen“ Wien-Varianten (Böhmisches Wien, Ungarisches Wien, Slowenisches Wien ...) mit der Darstellung von „Schnittstellen“ ab, an denen diese nationalen Varianten in den hybriden Kulturraum eingebunden sind – Abschnitte, die das ausführlich recherchierte Faktenmaterial im Sinn der theoretischen Voraussetzungen deuten. Hier verwun-

dert allerdings das Fehlen des „Polnischen Wien“, trotz zahlreicher vorhandener Spuren und deren ausführlicher Dokumentation in bislang zwei Monographien (das Buch von Jakob Forst-Battaglia von 1983 wird zitiert, die noch ausführlichere Darstellung von Roman Tabor-ski, *Polacy w Wiedniu*, von 2001 bleibt unerwähnt). Das polnische Element der Wiener Hybridität wird mehrfach erwähnt, wobei in einem Fall die Orthographie ihre Tücken zeigt: aus der Krakauer Zeitschrift „Życie“ [Das Leben] wird „Żywiec“ (S. 161), was deutlich an den Ortsnamen der bis heute bestehenden Brauerei „Żywiec“ erinnert (auch eine Gründung aufgrund österreichischer Initiative). Mit dem „Plurikulturellen Wien“ wird auf Begriffsebene ein weiteres Element zur Beschreibung der „Hybridität“ eingeführt und das begriffliche Instrumentarium erweitert, ohne allerdings eine Abgrenzung dieser beiden Begriffe vorzunehmen. Einmal mehr vermögen die Schilderungen Wiens aus der europäischen Publizistik und Literatur von fast zwei Jahrhunderten, die in diesen und den nächsten Kapiteln zitiert werden, zu beeindruckend – sie vermögen das Gemeinte ebenso effektiv zu illustrieren, wie die zahlreichen Belege aus Musikgeschichte und Musikwissenschaft. Unter dem Aspekt der „kreativen“ Wiener Umgangs- und bisweilen auch Literatursprache kommt den zahlreichen nicht deutschen Eigennamen eine besondere Bedeutung zu – hier hätte man auch auf die „Lesbarkeit“ dieser Namen sowie deren semiotische Funktion eingehen könnten, so wie das im Hinblick auf die fremdsprachlichen Einschübe in den Texten Nestroys geschah. Das ausführliche Unterkapitel über die Stellung der Juden im hybriden Kommunikationsraum ist mit „Mémoire culturelle juive“ betitelt, zum einen wohl, um mit dem „kulturellen Gedächtnis“ einen weiteren aktuellen Begriff des kulturwissenschaftlichen Diskurses einzubringen, zum anderen aber auch, um damit zu unterstreichen, dass sich ein derart verstandenes „jüdisches Wien“ gegen die Vorstellung einer in sich geschlossenen, essentiellen jüdischen Kultur richtet (so wie gegen eine solche Vorstellung von jeder anderen „Nationalkultur“ auch). Der Hinweis auf Schnittstellen, Mehrfachidentitäten und schließlich die Mehrsprachigkeit der „Wiener Literatur“ samt der daraus sich ergebenden Probleme für eine holistisch agierende nationale Literaturgeschichte (gehören die deutschen Texte Tadeusz Rittners zur deutschen oder österreichischen, die polnischen zur polnischen Literatur?) runden dieses große Wien-Bild ab.

Im fünften Kapitel, „Peripherie oder Zentrum?“, zeigt der Verfasser, dass die am Beispiel von Wien aufgezeigte Überlappung von unterschiedlichen Kommunikationsräumen sehr wohl auch auf viele kleinere urbane Zentren zutrifft. Manche wichtige Beobachtung wird aus der Analyse dieser Zentren gewonnen, die jene am Beispiel von Wien aufgezeigten Mechanismen verdeutlichen und ergänzen. So etwa die im polyglotten Budapest am Beispiel der dortigen Umgangssprache aufgezeigte Sprachmischung, die eine „intratextuelle Mehrsprachigkeit“ (Georg Kremnitz) zur Folge hat, oder die an den Beispielen Czernowitz und Triest unternommene Hinterfragung des Mythos vom „harmonischen Miteinander“, welches aus dem bei weitem nicht konfliktfreien Nebeneinander unterschiedlicher Kommunikationsräume abgeleitet wird. Solche Mythen werden dem historischen Sachverhalt nicht gerecht, das ist keine Frage, sie haben aber als Teil eines „Stadttexts“ sehr wohl ihre Bedeutung für das Gedächtnis dieser Städte und verdienen in diesem Kontext analysiert zu werden – nicht von ungefähr behauptet der im Buch zitierte Claudio Magris, dass Triest, die Stadt selbst, „vielleicht mehr als jede andere Stadt Literatur“ sei (S. 319). Im Zusammenhang mit Breslau/Wrocław fällt ein weiterer wichtiger Hinweis auf den „Palimpsest architektonischer Schichtungen“ (S. 325) und damit auf einen weiteren außersprachlichen Code, der zur „Lesbarkeit“ zentraleuropäischer Städte und Regionen ebenso beiträgt wie deren Musik und deren Küche – die Architektur. Es ist schade, dass die Analyse dieses Zeichensystems nicht mehr Platz im gesamten theoretischen Rahmen einnimmt. Generell wird den Spuren von Hybridität im Raum und der räumlichen Verankerung des „Gedächtnisses der Städte“ nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, auch wenn mit Städten natürlich urbane Räume untersucht werden – in diesem Zusammenhang liest sich das besprochene Buch als eine Art Alternative zum Werk eines anderen „Stadthisto-

rikers“, Karl Schlögel, dessen Intention in einem seiner letzten Titel „Im Raume lesen wir die Zeit“, besonders deutlich wird.

Im sechsten und letzten Kapitel kommen einmal mehr literarische Gewährsleute zu Wort, um zunächst die binäre Opposition zwischen „Zentrum“ und „Peripherie“ zu dekonstruieren (Joseph Roth, der diesbezüglich postkoloniale Positionen vorwegnimmt), die Komplexität von Identitäten vor Augen zu führen (Tadeusz Rittner, Ödön v. Horváth u. a.) und schließlich eine aktuelle menschliche Befindlichkeit aus der Beschreibung Kakaniens abzulesen (Robert Musil). Einmal mehr betont der Verfasser damit die Wichtigkeit literarischer Texte für die kulturwissenschaftliche Analyse und beweist seine Sensibilität im Umgang mit diesen im Hinblick auf eine „kontextualisierende Lektüre“ (ganz abgesehen von einem beeindruckenden Faktenwissen in Bezug auf derartige Texte). Auch wenn die Konklusion aus dieser so grundlegenden Untersuchung relativ bescheiden klingt – „von kultureller Vielfalt auf kulturelle Differenz umzudenken“ bzw. sich von einer „Utopie kultureller Vielfalt“ zu verabschieden (S. 366) –, so ist damit doch eine wesentliche Voraussetzung formuliert, um aus der Kenntnis der Prozesse in den zentraleuropäischen urbanen Zentren der Moderne sich bewusst und verantwortlich analogen, aber globalen Prozessen der Gegenwart zu stellen. Es steht außer Zweifel, dass der Verfasser mit diesem Buch ein grundlegendes Werk zum Verständnis einer ganzen Reihe von Prozessen in Wien und Zentraleuropa vorgelegt hat, denen bisher in unzähligen Einzeluntersuchungen nachgegangen wurde. Im synthetischen Charakter liegt eine weitere Stärke des vorliegenden Werks, das sich seinen Rang als Standardwerk auf dem Gebiet zentraleuropäischer kulturwissenschaftlicher Forschung bereits gesichert haben dürfte.

Alois Woldan
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
alois.woldan@univie.ac.at